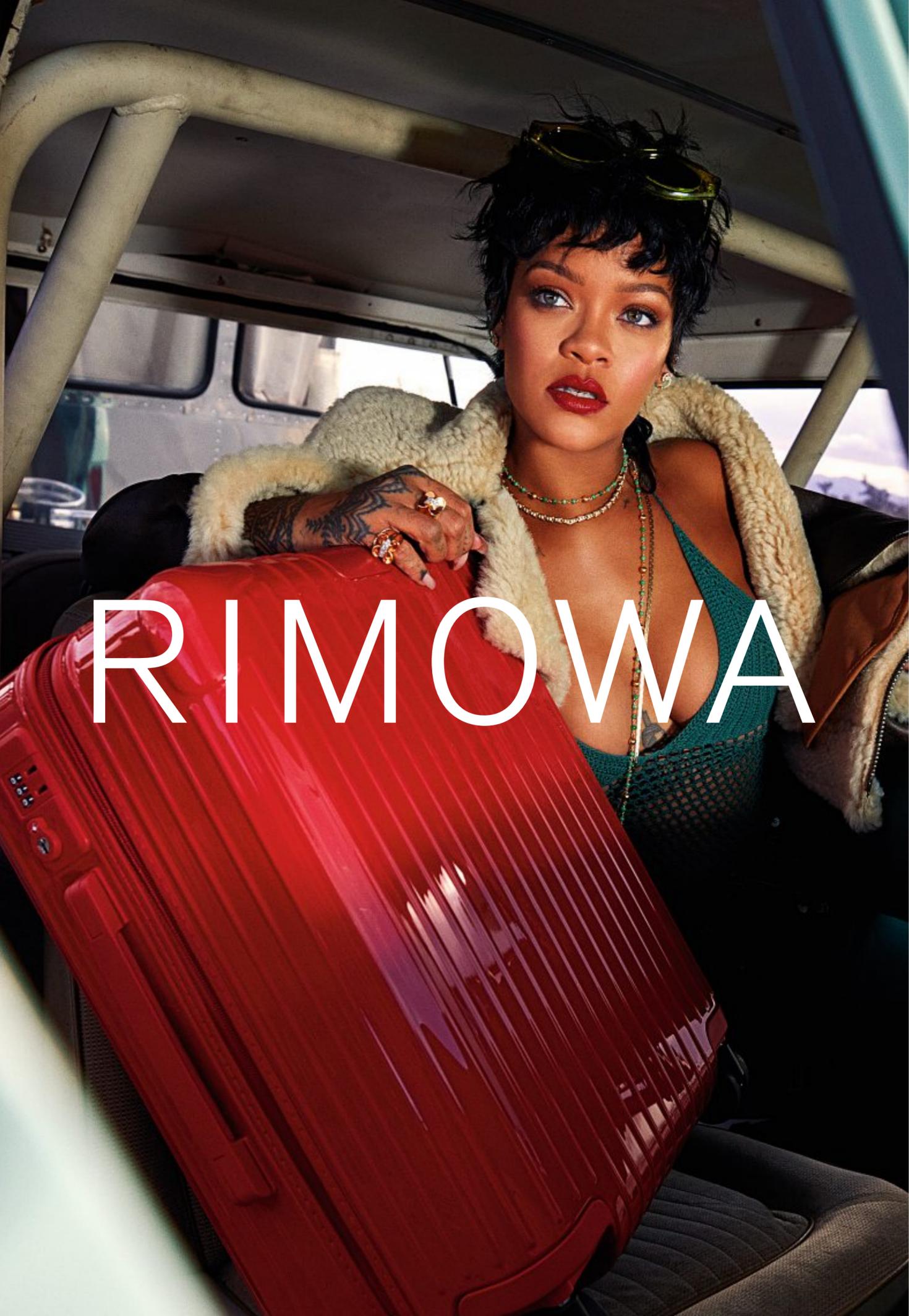


Frankfurter Allgemeine
Magazin

DEZEMBER 2021

Zu Besuch in der **JOHN-CRANKO**-Schule
Klaus-Dieter Frankenberger über seine **REISEN**
GEORG STEFAN TROLLER zum Hundertsten
Rezepte, Geschenke, **BÜCHER**, Beauty
Maren Kroymann über **COMEDY**
Das ganze Jahr in **HERZBLATT**-Geschichten



RIMOWA

NO ONE BUILDS A LEGACY
BY STANDING STILL



Buche jetzt eine reise
Go Türkei

TURKAEGEAN
Coast *of* Happiness



RICHARD MILLE



CALIBER RM 72-01

RICHARD MILLE BOUTIQUE MÜNCHEN
MAXIMILIANSTRASSE 34
+49 89 45 22 13 00
www.richardmille.com

GANZ IN RUHE

Ja, wir haben lange überlegt, welche Überschrift man über Bilder von Prominenten setzt, die eine Schildkröte spazieren führen. „Mal ganz langsam“? Würde passen, weil es fast wie eine Drohung klingt oder auch wie eine große Ausnahme von der Routine, immer schnell zu machen. „Nicht so schnell“? Das ist doch zu platt. Am Ende hat sich wieder unser Spezialist für Überschriften durchgesetzt, zum Glück. Manche Redakteure lassen das Feld für die Headlines generell leer, weil sie wissen, dass er ihre 12.000 Zeichen besser auf den Punkt bringen wird. Andere, wie ich, versuchen es immer wieder neu und scheitern regelmäßig. Seine Lösung verrate ich erst am Ende dieses Textes, damit der Spannungsbogen erhalten bleibt. Jedenfalls haben wir uns mit der Geduld einer Schildkröte auch an die anderen Themen dieses Hefts herangerobbt: Uwe Ebbinghaus in einem großen Interview an den großen Interviewer Georg Stefan Troller; Klaus-Dieter Frankenberger in Erinnerungsbildern an die Geschichten, die er im Dienst dieser Zeitung erleben durfte; Eva-Maria Magel und Rüdiger Soldt an die wunderbare Ballettschule in Stuttgart; und Jörg Thomann an das Jahr im Spiegel der „Herzblattgeschichten“. Zum Thema Weihnachten empfehle ich unsere künstlerisch collagierte Geschenkstrecke, die Bücher-Hinweise und Beauty-Tipps. Ausnahmsweise beschäftigen wir uns sogar mit Corona. Aber nur, weil Christine Brinck hinter die Masken blickt – und den künstlerischen Wert der „personae“ von der Antike bis zu Stefan Moses erkennt. Sie sehen: Wir arbeiten hier mit genau der Ruhe und Intensität am Lauf der Welt wie die Schildkröte auf dieser Seite. Man kann viel von ihr lernen: Den Panzer hat sie sich gegen Feinde zugelegt wie wir uns die Masken, und der äußerst langsame Stoffwechsel, der extrem niedrige Ruhepuls besonders im Winter bürgen für ein langes Leben. Die Überschrift zu dem guten Tier, die unser Headliner erfunden hat, lautet denn auch: „Langsam reicht“. Das heißt nicht nur, dass wir Corona und damit dieses ganze Jahr langsam satt haben. Das heißt auch: Bitte schleichen Sie durch die Weihnachtszeit! Sie werden schon ankommen. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:

Ingo van Aaren, Dr. Jasper von Altenbockum, Julia Anton, Julia Bähr, Christine Brinck, Johanna Christner, Johanna Dürholz, Dr. Uwe Ebbinghaus, Claus Eckert, Sebastian Eder, Chiara Einsath, Dr. Klaus-Dieter Frankenberger, Timo Fräsch, Aylin Güler, Daniel Hintz, David Klauert, Ben Kühnmann, Freddy Langer, Anna-Lena Niemann, Anna-Lena Ripperger, Boris Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Dr. Stefanie Schütte, Rüdiger Soldt, Sabine Spieler, Bernd Steinele, Jörg Thomann, Anna Wender, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

Bildredaktion:

Henner Flohr

Art-Direction:

Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:

maga@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Anzeigen:

Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauken, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de

Hersteller:

Andreas Gierth

Druck:

Mohn Media Mohndruck GmbH
Carl-Berensmann-Straße 161M
33311 Gütersloh



PRADA

PRADA.COM

FOTOS: FRANK RÖTH, INGO VAN AAREN, LYDIA HEISE, PRIVAT



CHRISTINE BRINCK trägt als Maske meistens eine Sonnenbrille. Zur Zeit nutzt sie brav FFP2, ob in München, London, Hamburg oder Washington, im Zug, im Flugzeug, im Museum, sogar auf der Straße. Die Masken sind weiß und immer noch nicht dekoriert. Sie denkt darüber nach, vielleicht Schnurrhaare mit dem Filzstift darauf zu malen. Denn das zweite Gesicht, das beschreibt sie in einem Essay über die Kunst der Masken seit dem antiken Theater (Seite 54), hat ungeahnte magische Kraft.



ANTONIA HRASTAR beginnt mit der Arbeit häufig bei einem Spaziergang – und nimmt dazu Skizzenbuch, Schere und eine Handvoll Wackelaugen mit. Prototypen findet die Düsseldorfer Foto-Illustratorin an vielen Orten. So entstehen immer wieder neue Motive, zum Beispiel für das Ressort Leben der Sonntagszeitung. Um der Geschenkstrecke dieser Ausgabe einen festlich-persönlichen Rahmen zu geben (Seite 30), hat sie sich von ihrer Oma beraten lassen: Knötchenstich, Kettenstich oder doch lieber Hexenstich? Auf zehn Seiten sind jetzt jedenfalls mehr als 30 Meter Garn verarbeitet.

MILTARBEITER

KLAUS-DIETER FRANKENBERGER hört nach 35 Jahren F.A.Z. zum Ende dieses Jahres auf. Der Politik-Redakteur, der seit 1986 dienstlich viele Länder auf allen Kontinenten bereiste und seit 2001 das Ressort Außenpolitik verantwortete, erlebte Politiker in allen Lebenslagen. Für uns (Seite 42) erinnert er sich an denkwürdige Augenblicke: die erste Begegnung mit Angela Merkel in einem Aufzug in Dublin 1990, ein geschickt verlängertes Interview mit Condoleezza Rice zum Nachteil von Henry Kissinger, eine gut belegte Pizza mit einem gut aufgelegten Silvio Berlusconi. Auch nach der F.A.Z. wird das Leben für Frankenberger noch aufregend sein: Zu Hause warten fünf Enkelkinder auf ihn.



INGO VAN AAREN hat oft berühmte Menschen vor seiner Kamera. Doch am liebsten schleicht er auf leisen Sohlen durch Geschichte und Literatur, findet seine Themen in Gemälden von Caravaggio oder Texten von Walter Benjamin. So hat er das Flanieren mit Schildkröte wiederentdeckt. Nun krabbelt seine eigene Schildkröte zusammen mit einer illustren Schar an Begleitern durch selbstironisch entschleunigte Fotos (Seite 76). Mit diesem Blick will er gesellschaftliche Strömungen spiegeln. Sich selbst spiegelt er mit diesem Spiegel-Selfie ebenfalls.





cartier.com/de-de - +49 89 55984 221

Cartier



ZUM TITEL

Die Ballettschülerinnen wurden von Frank Röth am 11. Oktober beim Training in der John-Cranko-Schule in Stuttgart fotografiert.

- 13 ANGELA MERKEL
- 56 MAREN KROYMANN
- 72 KAROLE VAIL
- 84 HELENE FISCHER
- 90 SVENJA JUNG

GERETTET Ada Blackjack wurde als „weiblicher Robinson Crusoe“ bekannt. *Seite 14*

GESCHENKT Auf der Suche nach Präsentideen fürs Fest? Diese zehn Seiten sind ein Anfang. *Seite 30*

GEFRAGT Wie kann uns gendersensible Sprache wirklich weiterbringen? *Seite 46*

GESETZT Ein Spaziergang mit einer Schildkröte verändert den Blick auf die Welt. *Seite 76*

GESPÜRT Vor 100 Jahren erfand Coco Chanel den berühmtesten Duft der Welt. *Seite 80*

GETESTET 20 mal 2021: Wir haben interessante Beauty-Neuheiten ausprobiert. *Seite 82*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 18. Dezember bei. **Im Netz:** www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin **Twitter:** @fazmagazin

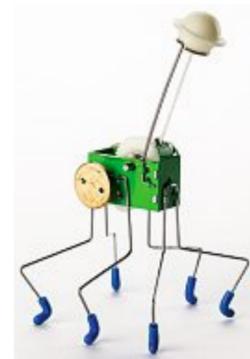


Hundert Jahre Leben: Georg Stefan Troller spricht im Interview über seine Träume, seine Filme, seine Freunde und seine Zukunft. (Seite 24)

FOTOS: CLAUDIUS ECKERT, MARTIN ALBERMANN (2), LUCAS BAUMEL



Im Kreis gedacht: Eine Quiche ist der richtige Snack für einen rundum gelungenen Silvesterabend. Wir zeigen, wie man sie in Form bringt. (Seite 87)



Zum Durchdrehen: Das mechanische Aufziehspielzeug des Brasilianers Chico Bicalho geht inmitten von Akkus, Chips und Bluetooth seine eigenen Wege. (Seite 88)

Hoch gestapelt: Diese Seiten des Jahres 2021 sind wirklich der Rede wert. Wir empfehlen 18 Bücher, die in den vergangenen zwölf Monaten herausragten. (Seite 60)



DIE SCHÖNSTEN GESCHENKE SIND HANDSIGNIERT

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



**Andrey Yakovlev
& Lili Aleeva**
Timeless, Aufl. 150
handsigniert, 100 x 78 cm
Edition Nr. ALA43
unter Acrylglas, 799 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin
Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Interior © Ruby design living, Berlin

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

THE LIBERATION OF ART

LUMAS™

VOR ZWANZIG JAHREN

Angela Merkel hielt vor 20 Jahren eine fulminante Rede. Für ihre Verhältnisse. Man ist von ihr seit 16 Jahren ja nicht gerade rhetorische Feuerwerke gewohnt. Dazwischen liegen vier Jahre Opposition, in der die Reden von Politikern von Angriffslust, Polarisierung und Pathos leben. Sind sie erst einmal in der Regierung, sind Rechtfertigung, Rücksicht und Routine angesagt. Merkel hat daraus eine Kunst gemacht: Reden als eine höhere Form von Schweigen. Das Bild zeigt einen Moment, in dem all das schon angelegt zu sein scheint. Merkel wirkt so, wie sie heute in Reden wirkt. Ruhig, routiniert, ohne große Emotionen, nicht so wie das mitunter brüllende Mannsbild, das damals Deutschland noch regierte.

Merkel schwieg in diesem Augenblick allerdings nur, weil sie den Applaus abwartete, der ihre Rede immer wieder unterbrach. Es war eine kämpferische Rede, der Tonfall völlig anders als heute. Seit mehr als einem Jahr war sie damals Vorsitzende der CDU, Nachfolgerin von Wolfgang Schäuble, der wiederum auf Helmut Kohl gefolgt war, aber über die Spendenaffäre stürzte. In Dresden ging es Merkel darum, die Delegierten davon zu überzeugen, dass sie nicht nur die Partei führen kann, sondern auch die richtige Kanzlerkandidatin ist, die erste Frau in Deutschland, die das höchste Regierungsamt anstrebt.

Die Sache mit der Vorsitzenden gelang ihr gut. Die Abstimmung über ihren neuen Generalsekretär, Laurenz Meyer, gemeinhin ein Zeichen für das Vertrauen in den Parteivorsitzenden, war ein Erfolg. In ihrer Rede hieb sie auf die „Linken“ ein, auf Gerhard Schröder und dessen rot-grüne Regierung („die Suppe ist zu dünn“). Sie versprach Ecken und Kanten einer „neuen“ Sozialen Marktwirtschaft. Sie beschwor den Machtwechsel in der Bundestagswahl ein Jahr später, weil Schröder nie und nimmer sein selbstgestecktes Ziel erreichen würde, die Arbeitslosigkeit markant zu drücken. Das tat sie natürlich auch, um sich als die Richtige zu empfehlen, die ihn ein Jahr später erfolgreich würde herausfordern können.

Doch damit stieß sie an eine Decke, die im Bild gut festgehalten ist. Im Hintergrund ist gleichsam das Über-Ich der CDU zu sehen, und das hatte Merkel noch nicht erobert, wenn es ihr denn je gelang (die beiden Herren



könnten Kurt Biedenkopf und Peter Müller sein, die damals hinter Merkel auf dem Podium saßen, beide Ministerpräsidenten, an denen Merkel „vorbeiziehen“ würde). Sie hatte sich den Vorsitz erkämpft, allenfalls war jetzt noch der Fraktionsvorsitz in Sicht. Mehr nicht. Dagegen sprachen Umfragen, die für die Partei, aber auch für Merkel zu diesem Zeitpunkt nicht gerade schmeichelhaft waren. Schon damals musste sich die CDU mit der Frage befassen, wie lange sie sich noch Volkspartei nennen dürfe. Merkel drehte den Spieß in ihrer Rede einfach um und machte die CDU zu „der Partei des 21. Jahrhunderts“.

Jemand anderes stand in Umfragen viel besser da: Edmund Stoiber, der CSU-Vorsitzende und Ministerpräsident in Bayern. Der Beifall für seine Rede, die er als Gast in Dresden hielt, dauerte sechs Minuten und 55 Sekunden, der für Merkels (nach Augenzeugen: bessere) Rede nur sechs Minuten und 36 Sekunden. Wenige Wochen später frühstückte Merkel mit Edmund Stoiber in Wolfratshausen und überließ ihm die Kanzlerkandidatur.

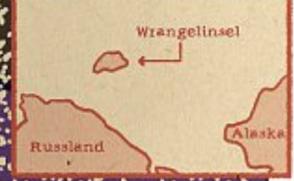
Ihre Rede in Dresden war dennoch ein Anfang. Stoiber verlor die Wahl (wenn auch denkbar knapp), Friedrich Merz musste Merkel den Fraktionsvorsitz übergeben, sie blieb bei ihrem Dresdner Kurs der „neuen“ Sozialen Marktwirtschaft und gewann die Wahl 2005 (wenn auch denkbar knapp). Wer in Dresden aufgepasst hatte, wusste, dass das Bild von ihr, das sich viele so machten wie obiges Bild, täuschte. Was andere für sich nur in Anspruch nahmen, setzte Merkel in die Tat um wie keiner ihrer Kritiker: „Kämpfen, kämpfen, kämpfen.“ *Jasper von Altenbockum*

Aus der F.A.Z. vom
4. Dezember 2001:
Angela Merkel während
ihrer Rede auf dem
Parteitag der CDU
in Dresden
Foto Frank Röh

ADA * 1898 - † 1983 BLACKJACK



I. Die Frau Ada Blackjack wurde 1898 in Alaska geboren, wuchs jedoch nicht in der traditionellen Lebensweise ihrer Vorfahren auf. Wie damals viele Ureinwohner wurde sie in einer Missionsschule erzogen. Sie bekam drei Kinder, von denen nur ihr Sohn Bennett überleben sollte. Der Junge erkrankte jedoch an Tuberkulose, und die mittellose Ada musste ihn in ein Waisenheim geben.



II. Mit Hilfsarbeiten versuchte sie erfolglos, eine Behandlung für Bennett zu finanzieren. 1921 meldete sie sich freiwillig für eine Polarexpedition. Als Köchin und Näherin sollte sie bei der Erschließung der Wrangel-Insel für Kanada helfen. Das gesamte Team bestand neben Ada aus vier Männern, die wenig bis gar keine Polarerfahrung hatten.



III. Am 16. September 1921 landete die Gruppe auf der Wrangel-Insel und errichtete ein Lager. Die Männer behandelten Ada schlecht. Als sie eine depressive Phase durchlief, banden sie Ada fest, verweigerten ihr Nahrung und zwangen sie, im Schnee zu schlafen.

IV. Die Situation verschlechterte sich schnell weiter. Nach einem halben Jahr gingen die Vorräte zur Neige, und ein zu spät gestartetes Versorgungsschiff blieb im Packeis stecken. Anfang 1923 brachen deshalb drei der Männer auf, um über das Eis Sibirien zu erreichen – sie wurden nie wieder gesehen. Ada blieb mit dem vierten Mann zurück, der an Skorbut erkrankt war.



V. Fortan musste Ada zusätzlich die Aufgaben der Männer übernehmen. Da sie in einer Missionsschule aufgewachsen war, kannte sie sich nicht mit arktischen Überlebentechniken aus. So brachte sie sich selbst das Jagen und Fallenstellen bei. Nach einem halben Jahr starb der letzte Mann. Ada blieb allein zurück und musste sich immer wieder gegen Angriffe von Eisbären zur Wehr setzen.

VI. Erst zwei Monate später wurde sie gerettet. In der Folge erschienen zahlreiche Artikel und Bücher über den „weiblichen Robinson Crusoe“. Ada war an ihnen jedoch nicht beteiligt.



WEDNESDAY MORNING, FEBRUARY 27, 1924. — PAGE 11.
Describes End of Ill-Fated Arctic Expedition

ADA BLACKJACK HITS BACK

VII. Ada Blackjack holte Bennett aus dem Waisenheim, nahm ihren Expeditionslohn und bezahlte damit eine erfolgreiche Tuberkulose-Behandlung für ihren Sohn.

Von Simon Schwartz

Publicis Etnous



Auf zum Weihnachtsfest!



PRÊT-À-PARLER



Das ist ein Plan für 2022

Alle Jahre wieder – das trifft für viele Menschen auch auf den Kalender zu. Wir chatten, streamen, zoomen und flinken. Wir synchronisieren Einkaufslisten mit den Liebsten, messen digital den Puls und zählen Schritte. Lesen E-Paper und shoppen online. Wir schicken uns auch Einträge für den digitalen Kalender. Ein echter Kalender, mit Seiten aus Papier und festem Einband, begleitet viele Menschen aber auch weiterhin. Und sie kaufen sich jedes Jahr einen neuen, tragen Geburtstage ein, entwerfen To-do-Listen, notieren sich Anweisungen der Chefin.

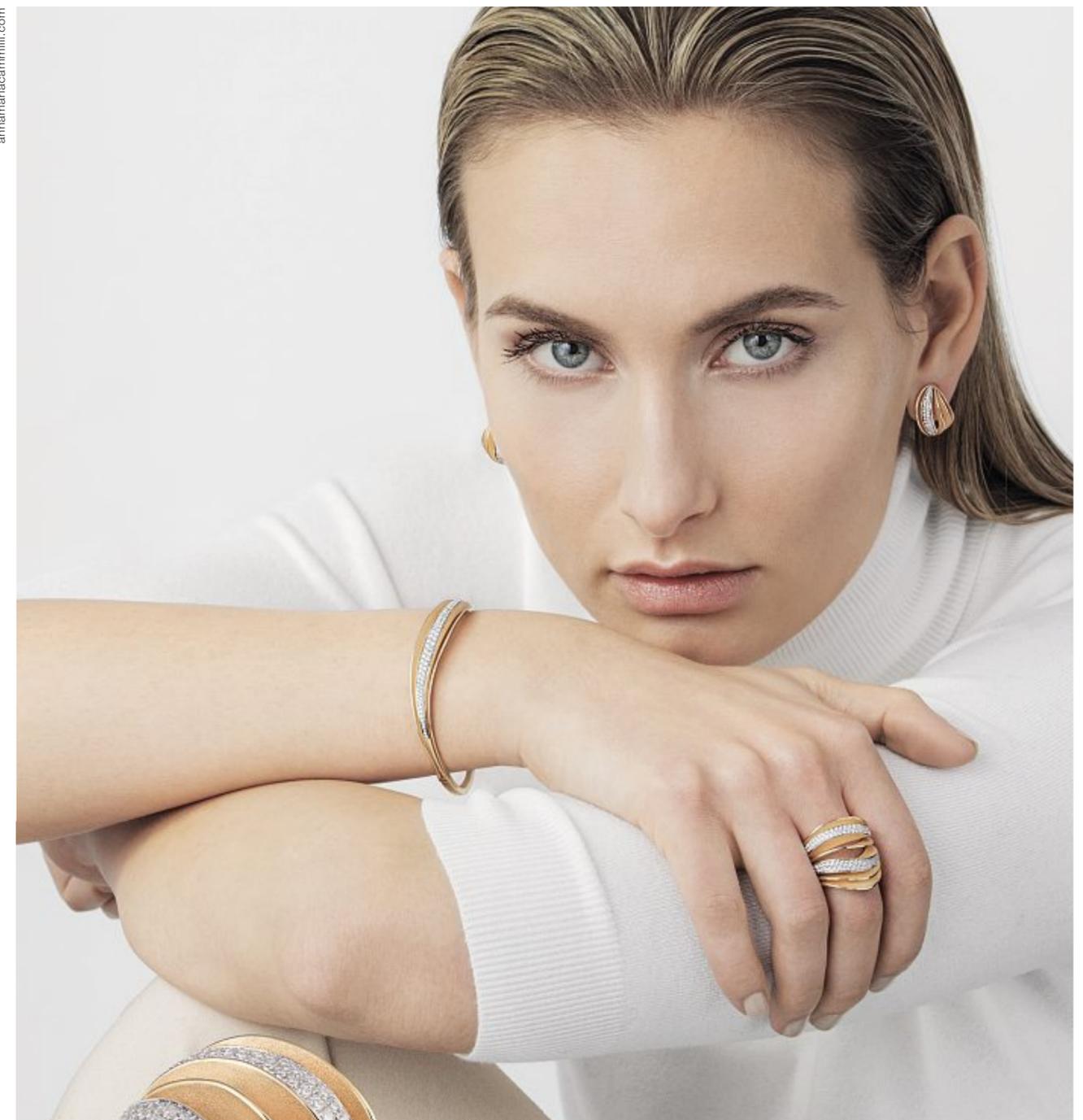
Es ist fraglich, ob der Mensch mit den Angeboten all der Online-Dienstleister, die das Leben angeblich leichter machen sollen, wirklich entlastet ist. Das immer größer werdende Kalendergeschäft deutet in eine andere Richtung. Da wären die Jahresplaner, Achtsamkeitsplaner, Reiseplaner, Finanzplaner, Klausurenplaner, Kinderwunschbehandlungsplaner, Hochzeitsplaner, Planer für die Trauzeugen und rückwärtsgewandten Planer. Einige Planer-Konzepte sind so komplex, dass der Orga-Kram vermutlich mehr Zeit kostet als die Umsetzung.

Hauptsache, es gibt einen Plan. Keine große Überraschung, dass die Mode ein solch bedeutungsschwer aufgeladenes Produkt früh für sich entdeckt hat, damals mit ihrer Version von Luxuseinbänden für den Filofax in den Achtziger- und Neunzigerjahren. Einige verplanen sich heute noch immer so. Viele andere sind auf Moleskine, Leuchtturm oder gar Themenbüchlein umgestiegen. Oder auf Treuleben (3). Schon der Name klingt kalenderrig-lebensgefühlig. Das Unternehmen selbst spricht von alter Buchbindekunst und italienischem Rindsleder. Auch das sind Qualitäten, aus denen heute ein Alltagsbegleiter entsteht.

Die Mode ist auch schon da: Die Notizbücher von Hermès (1 und 4) muten an wie die berühmten Foulards des Hauses. Hier trägt der Planer Seidentuch. Und bei Paul Smith sind es konsequenterweise dann die typischen bunten Streifen auf dem Notizbuch (2).

Der Planer soll also einerseits innerliche Ruhe schaffen. Nach außen hin kann er aber schon einen Eindruck von Status vermitteln, siehe auch Montblanc (5). Das Notizbuch als Luxusobjekt, mit Platz für das Markenlogo. Aber ein Markenzeichen hat ja selbst Moleskine, mit seinen schwarzen Einbänden – die allerdings gar nicht aus dem früher als „Maulwurfshaut“ bezeichneten beschichteten Baumwollstoff bestehen. (jwi.) Fotos Jens Gyarmaty

annamariacammilli.com



ANNAMARIA
CAMILLI
FIRENZE

Pletzsch
JUWELIER SEIT 1897

Dortmund - Düsseldorf - Essen - Frankfurt - Karlsruhe

www.pletzsch.de

SNEAK AROUND (36): SAUCONY SHADOW 6000 „FOOD FIGHT“

Was bedeutet „Food Fight“?

Im Zuge des dreißigjährigen Jubiläums des ikonischen Saucony Shadow 6000 wurde am 15. Oktober eine ganz besondere Edition des Schuhs veröffentlicht: Der „Food Fight“ vereint alle vergangenen Saucony-Releases zum Thema Essen – und bietet einen bunten Flickenteppich



aus Mustern und Materialien. Pizza, Burger, Süßigkeiten, Obst: Beim „Food Fight“ kollidieren sie in einer künstlerischen Collage. Das Ergebnis: bunt und wild. Und so einzigartig, dass sich der linke und der rechte Schuh voneinander unterscheiden.

Was ist das Besondere an dem Schuh?

Der Saucony Shadow 6000 „Food Fight“ ist in exklusiver Verpackung und limitierter Auflage erhältlich. Was man zwar nicht sehen, aber fühlen kann, sind der Komfort und die Dämpfung, gewährleistet durch die verbesserte PWRRUN-Zwischensohle. Blau, Pink, Grün, Gelb, Rot, Orange, Creme und Weiß: Wer eine Essensschlacht veranstalten oder das verrückteste Paar Schuhe im Freundeskreis tragen möchte, ist mit dem „Food Fight“ gut unterwegs. So viele verschiedene Farben passen übrigens auch zu fast jedem Outfit.

Seit wann gibt es den Shadow 6000?

1991 brachte Saucony die Silhouette erstmals auf den Markt. Damals war der Sneaker vor allem für Läufer mit hoher Leistung entwickelt worden. Fersenstabilität, Flexibilität und Vorfußdämpfung fanden sie dank des VIP-Sohlensystems im Shadow 6000 vereint. „Vertical Ionic Pillars“ in der Sohle schaffen guten Komfort. Inzwischen ist die Silhouette unter Sneaker-Freunden auch als „König der Food-Releases“ bekannt. Denn über die Jahre wurde das Thema Essen immer wieder auf dem Shadow 6000 adaptiert, beispielsweise beim „Avocado Toast“, „Belgian Waffle“ oder dem beliebten „Burger“. Grund genug, jetzt verschiedene Farbvarianten in einem Paar, dem „Food Fight“, zu vereinen.

Was muss ich über Saucony wissen?

Saucony wurde 1898 an den Ufern des Flusses Saucony in Kutztown im amerikanischen Bundesstaat Pennsylvania gegründet. In der Sprache der dortigen Ureinwohner bedeutet Saucony so viel wie „schnell fließender Fluss“. Wichtig für das Unternehmen Saucony war die Partnerschaft mit dem neuseeländischen Marathonläufer Rod Dixon, der 1983 durch seinen Sieg beim New York City Marathon bekannt wurde. Seitdem gilt Saucony als eine der innovativsten Marken im Segment der Laufschuhe. Neben den Läufern sind auch die Sneakerheads treue Fans der Marke geworden. Viele Kooperationen wie mit „End Clothing“ erreichen Höchstpreise auf Wiederverkaufsplattformen. *Aylin Güler*

Thomas Sabo wird jetzt auch noch zum Saboteur

Es dauerte ein bisschen, bis aus Sabo auch noch ein Saboteur wurde. „Seit drei Jahren schon plane ich das“, sagt Thomas Sabo. Man darf annehmen, dass es eine intensive Zeit war. Denn wegen des Lockdowns konnte sich der Schmuckunternehmer im vergangenen Jahr gut konzentrieren, vor allem in Ruhe auf einer Mittelmeerinsel. Und diese Idee ist nicht nur seine alleinige Schöpfung. Hinter der neuen Marke Saboteur stehen auch seine Frau Rita als Kreative sowie sein Sohn Santiago.

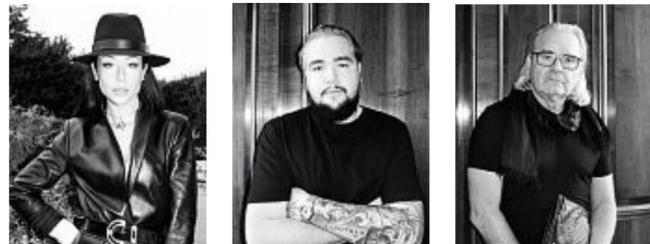
Sie hätten viel über Stil, Inspiration und über das Leben generell gesprochen, sagt Thomas Sabo, der seit fast vier Jahrzehnten in Lauf an der Pegnitz bei Nürnberg eine der bekanntesten deutschen Schmuckmarken aufbaut, die bisher nur unter seinem eigenen Namen läuft. „Wir haben so lange diskutiert, bis wir das Gefühl hatten: Da entwickelt sich was“, sagt Sabo. Nun hat er den eigenen Namen etwas erweitert: Saboteur soll eine Marke sein, die Spiritualität und Geometrie vereint und dabei ungewohnt minimalistisch aussieht. Rita Sabo zeichnet für die Kollektion „Sacra“ verantwortlich, Vater und Sohn für die Kollektionen „Elemental“ und „Body-Jewelry“. Gibt's auch Totenköpfe, wie auf einigen Schmuckstücken seiner Hauptmarke? Thomas Sabo lacht. Fehlen tun sie jedenfalls nicht.

Aber warum braucht es überhaupt eine neue Schmuckmarke? „Darüber habe ich noch nie nachgedacht“, sagt Sabo. Mit dem Selbstbewusstsein des Selfmademens geht der fränkische Unternehmer auch an dieses Projekt. Seine Hauptmarke Thomas Sabo erweiterte sich über die Jahrzehnte von Schmuck auf Uhren, Sonnenbrillen und Parfums. Bei Saboteur denken die Sabos ebenfalls groß: Mitte

November begann der Verkauf über das Internet, im Februar werden zwei Läden in Wien eröffnet, bald darauf in Düsseldorf, Hamburg und Frankfurt, danach dann in London und Paris. Dieses voll eigenkapitalisierte Start-up hat schon von der Organisation her gute Startchancen. Denn Logistik, Verwaltung und EDV können auf die entsprechenden Abteilungen im Stammunternehmen mit etwa 1300 Mitarbeitern in aller Welt und vermutlich nicht ganz kleinen dreistelligen Millionenumsätzen zurückgreifen.

Die Corona-Krise schreckt ihn bei dem neuen Projekt nicht. „Wir sind gut durch die Pandemie gekommen und längst wieder auf Vorkrisen-Niveau“, sagt Sabo. Der Mittelständler, der das Unternehmen ganz in Familienhand hat, kann auf aktuelle Entwicklungen schneller reagieren als große Konzerne. Er selbst ist „für die emotionale Bindung an die Lieferanten“ zuständig, wie er sagt. Viele der Hersteller, die zumeist in Thailand sitzen, kennt er seit Jahrzehnten.

Das hilft ihm auch dabei, ressourcenschonend vorzugehen. Saboteur-Schmuckstücke sind aus 925 Sterling Silber, 18k Gelb- und Weißgold, Mineralien sowie weißen und schwarzen Fairtrade-Diamanten gefertigt – und mit Preisen von etwa 500 bis 1000 Euro (mit Ausschlägen nach unten und oben) deutlich teurer als die Ursprungsmarke. Wenn es wirklich „Schmuck für die Ewigkeit“ ist, wie es sich der Chef vorstellt, dann kann man durchaus von Nachhaltigkeit reden. Die Uhren, hergestellt in der Schweiz, sind auch auf Langlebigkeit eingestellt. Schließlich soll man sie mal vererben. „Mega schlicht, mega cool“, meint Thomas Sabo. Auch das spricht dafür, dass sie mit der Zeit gehen. *(kai.)*



Thomas Sabo (rechts) gründete 1984 seine Schmuckmarke. An der neuen Marke Saboteur sind auch seine Frau Rita und sein Sohn Santiago beteiligt. Eines der ersten Produkte ist der drehbare Anhänger „Sacred Planet“ (oben) aus 925 Sterling Silber und 18k Gelbgold.

PRÊT-À-PARLER



Das Geld für das Elsner-Kleid geht an einen guten Zweck

Zweimal hat das F.A.Z.-Magazin ein Kleid der Schauspielerdiva Hannelore Elsner zum Kauf angeboten. Wir hatten es ersteigert für 520 Euro – und es dann für 600 verkauft. Der Käufer jedoch trat vom Kauf zurück, als er merkte, dass die Etiketten abgetrennt worden waren, wohl durch Elsner selbst. Wir fanden, das Kleid hatte durch diese Wendung an Wert gewonnen. Wir stellten es wieder ins Netz, für 1000. Keine halbe Stunde, und es war verkauft. Für den Autor blieb nach Abzug der Provision für den Onlinehändler ein Gewinn von 186 Euro. Wem steht das Geld zu? Ihm, der den Verkauf ersann? Oder der F.A.Z., ohne die er gar nichts ersteigert hätte? Wir einigten uns darauf, das Geld zu spenden, für die Weihnachtsaktion der Rhein-Main-Zeitung. Der großzügigen Wahl-Frankfurterin Elsner hätte das sicher gefallen. *(tifr.)*

FOTOS: AYLIN GÜLER, FINN WINKLER, UNTERNEHMEN

RÜCKGRAT ERKENNT MAN AM HANDGELENK.

Die Iron Walker von Wempe ist die Essenz einer zeitlos modernen und zugleich sportlichen Uhr. Reduziert auf das Wesentliche und Kompromisslos in der Verarbeitung, wird sie höchsten Ansprüchen gerecht, weil sie an einem Ort gefertigt wurde, der wie kein zweiter in Deutschland für exzellente Uhrmacherkunst steht: Glashütte in Sachsen.



WEMPE

IRON WALKER

Glashütte I/SA | Automatik GMT | Edelstahl | Geprüftes Chronometer | 3.175 €

AN DEN BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS UND IN NEW YORK, PARIS, LONDON, WIEN, MADRID – WEMPE.COM
GERHARD D. WEMPE KG, STEINSTRASSE 23, 20095 HAMBURG

Mein neuer Mantel und das Ende der Jugend

Ein Mantel hat mein Leben verändert. Leicht, hell, knielang, einreihig. Wenn mein Freund ihn trägt, blicke ich mit Bewunderung auf diesen Mantel. Ästhetisch, elegant. Aber dass der beige Joop-Mantel zu meinem Stil passt? Das dachte ich nie. Bis zu einem kalten, regnerischen Morgen.

Ich wache verkatert auf. Den Abend zuvor haben wir wieder zu viel getrunken, ich musste bei meinem Kumpel übernachten. Irgendwas war anders. „Diesen Mantel will ich“, schießt es in meinen Kopf. Mit beiden Händen reiße ich ihn vom Kleiderhaken. Er riecht nach einer Mischung aus Rauch und Aftershave, ein vertrauter Geruch. Ich rufe noch „Tschö“ und düse ab. Im Treppenhaus streife ich mir den Mantel über. Ja, ich klaute ihm an diesem Morgen verkatert seinen Mantel. Schuldgefühle? Null. Nur das Gefühl, verdammt gut angezogen zu sein. Mode spiegelt unsere Selbstwahrnehmung und ist ein Signal an die Menschen. Zu Hause angekommen, stelle ich mich vor den Spiegel. Im Mantel. Ich sehe einen erwachsenen Mann. Doch die Vorstellung vom Erwachsensein ist trügerisch. Bin ich erwachsen? Vor kurzem fing ich mit dem Rauchen an. Bei jeder Kippe fühle ich mich wie in einem alten Schwarz-Weiß-Film. Nun trage ich Mantel. Macht mich das zu einem Erwachsenen? Oder zum Gegenteil? Wenn ich ehrlich bin: Ich weiß es nicht. Andererseits ist man, wenn genug Zeit verstrichen ist – 18 Jahre in diesem Kulturkreis –, ein Erwachsener. Einfach so. Gibt es jenseits meiner Volljährigkeit, dem Führerschein und der Party eigentlich einen Einführungskurs in *How to behave like an adult*? Was macht einen überhaupt zu einem Erwachsenen, und ist Mode wichtig dafür?

Von Seneca bis Nietzsche – über das Erwachsensein wurde viel geschrieben und philosophiert. Alles Quatsch. Vor kurzem feierte ich meinen 25. Geburtstag. Es war die erste richtig große Feier seit Beginn der Pandemie. Die Zahl 25 verändert alles. Coming-of-Age-Filme suggerieren einem anhand von Kleinstadt-Amerikanern, dass Jugendliche im Alter von 18, auf dem Weg ins Großstadt-College, bei der Suche nach der großen Liebe, zu Erwachsenen heranreifen. Was ein Blödsinn. Erst mit 25 bist du erwachsen. Oder auch nicht.

Eine Woche nach meiner Geburtstagsfeier – am Tag nachdem ich den Joop-Mantel mitnahm – klingelt eine Freundin an meiner Tür. Wir wollen ausmisten. Ich will meine Jugend ausmisten, im Stil von Marie Kondo, der Wegwerf-Expertin. Wenn etwas in den Müll wandert, ist es *magic*, wenn ich etwas behalten will, dann nur wenn es *joy sparkt*. Ich merke an der Kleiderstange, dass ich auf viele Teile keine Lust mehr habe, *the magic is gone*: Vieles ist mir zu bunt, erinnert mich an meine Jugendzeit. Ich stecke sie in einen schwarzen Müllsack. Nach drei Stunden sind drei Säcke voll. Kein Mensch weiß doch ernsthaft wirklich, wieso er gerade dies oder jenes gut findet. Freier Wille, Modediktat oder Anpassung ans Umfeld? Alles egal, solange es *joy sparkt*. Weg mit dem Müll, her mit dem Mantel. Aber wieso eigentlich der Mantel?

Der Mantel hat eine lange Geschichte. Die neuere beginnt bei Thomas Burberry. Er erfand den Trenchcoat für das Militär, für den Schützengraben. Im Mantel wird man als Erwachsener akzeptiert, wahrgenommen. Klar. Der Mantel in seinen verschiedenen Ausführungen, sei es Trenchcoat, Caban oder Chesterfield, ist paradox, weil ihn manche als Altherren-Fit sehen. Für mich hingegen symbolisiert der Mantel Wandel, Veränderung, Entwicklung, Erwachsensein. Für Modexperten ist er ein zeitloser Klassiker. Und das kommt mir mit dem 25. Geburtstag gerade recht. Mit den *joy*-losen Kleiderstücken verbinde ich, wie ich mal war. Mit dem Mantel, wie ich sein will. Der Mantel, ein Anfang einer neuen Ära.

Die Jahre zwischen 18 und 25 sind meist recht unkompliziert. Pre-Erwachsensein macht Spaß. Post-Adoleszenz heißt frei übersetzt: nachreifen. Auto fahren, in Clubs feiern gehen, legal Kippen rauchen. Viele machen eine Ausbildung, noch mehr ein Studium. In Deutschland studieren im Wintersemester 2020/2021 fast drei Millionen

Menschen. Während des Bachelorstudiums trinkt man oft, sitzt verkatert um acht Uhr in der Empirie-Vorlesung und ist leicht überfordert mit Belegfristen und Hausarbeitsabgabeterminen. Alles halb so wild. Das Studium ist eine Spielweise für das „echte“ Leben. Fehler ruinieren einen meist nicht endgültig. Post-Adoleszenz war toll. Ich spiele dieses Spiel nicht mehr mit. Für mich heißt es hier: *game over*. Ein neues Zeitalter. *New game, next level*.

Die Nachteile der Volljährigkeit kommen später. Bei mir: jetzt. Am 9125. Tag nach der Geburt wird man 25. Das bedeutet, ich muss mich selbst um Dinge wie die Krankenkasse kümmern – die Versicherung bei den Eltern fällt weg. Zack, für Studierende 100 Euro pro Monat an Mehrkosten. Eine Freundin tadelt mich, weil ich keine Haftpflichtversicherung mehr habe. Ich klappe meinen Laptop auf, öffne Safari. Als erstes buche ich auf einem



Daniel Hinz, Absolvent der Deutschen Journalistenschule in München, hat einen neuen Mantel. Hier schreibt er, was das bedeuten könnte.

Vergleichsportal die Haftpflicht. Ziemlich einfach. Zum Glück nur wenige Euro monatlich. Kindergeld? Als Geburtstagsgeschenk zum Fünfundzwanzigsten fehlen dir jetzt jeden Monat 200 Euro, selbst wenn du studierst oder in Ausbildung bist. Super! *Childhood is over*. Du merkst es am Geld. Das Kindergeld ersetze ich mit einem KfW-Studienkredit. Wohl überlegt, denn das bedeutet, dass ich Schulden aufnehme. Und ich möchte mich äußerlich an das Erwachsensein anpassen. Mein Coping-Mechanismus: Kleidung. Genauer gesagt: der Mantel. Er rückt das Individuum in den Mittelpunkt. Also mich.

Das Ende der Jugend variiert von Person zu Person. Manch einer arbeitet früher, ist schneller selbstständig, eher für sich verantwortlich. Erkennbar ist trotzdem: Das Kinderkriegen und/oder Heiraten – das vermeintliche Endlevel, bei dem man das Erwachsensein durchgespielt hat – verschob sich deutlich nach hinten. Vor 30 Jahren lag das Heiratsalter bei Frauen bei 26,1. Im Jahr 2019 schon bei 32,2. Bei Männern stieg das Alter im selben Zeitraum um fast sieben Jahre auf 34,6.

Heiraten will ich noch nicht, Kinder bedeuten Verantwortung. Zu viel Verantwortung. Erst mal mit kleineren Dingen anfangen. Wenige Wochen später packe ich Kartons in einen Mietwagen – ich ziehe aus meiner WG aus. Dafür miete ich mir per App ein Auto. Bei Delle oder Unfall hafte ich für die Konsequenzen. Früher hätte ich Papa gefragt, ob er mir hilft. Jetzt mach ich's selbst. Ja, mir ist mulmig. Vielleicht fühlt es sich so an, erwachsen zu sein, Verantwortung zu übernehmen. Bei der Gelegenheit fahre ich die drei Säcke mit aussortierter Kleidung zum Altkleidercontainer. Beim Öffnen der Klappe spüre ich keine Reue. Im Mantel fühle ich Erleichterung. Von zu Hause kenne ich diesen Kleidungsstil übrigens nicht. Mein Papa trägt keine Mäntel, als Arbeiter kleidet er sich in der Lifestyle-Statussymbolmarke Engelbert Strauss.

In den Umzugskartons finde ich einen Sammelband von Gottfried Keller. Ich blättere darin. In „Kleider machen Leute“ von 1874 geht es um einen Mantel, „einen weiten dunkelgrauen Radmantel, mit schwarzem Samt ausgeschlagen, der seinem Träger ein edles (...) Aussehen verlieh.“ Knöchellang, aber ohne Ärmel, ein bisschen wie ein Superhelden-Cape, ein passendes Piece. Der Mantel ist das zeitlose Kleidungsstück. Ein Statement-Mantel, das ist der Radmantel des Schneider-Burschen aus Kellers Geschichte.

In der Post-Adoleszenz ist man angeblich nicht mehr so markenfixiert. Laut dem Soziologen Andreas Reckwitz ist das nicht weiter verwunderlich. Jugendliche grenzen sich von ihrer Umwelt ab, indem sie einzigartige Stücke tragen. Keine Fast Fashion, das Outfit suchen sie sich auf Flohmärkten und in Sozial-Kaufhäusern zusammen. Da bekommt man die singuläre Ladung. Und das fordert die Marken, immer kreativer zu denken. Auch der Mantel, den ich meinem Freund nicht sofort zurückgab, ist Vintage und singulär. Stimmt alles nicht, also das mit dem einzigartig. Alle sehen gleicher aus. Wir wollen so aussehen wie alle und ein bisschen wie keiner.

Einige Wochen später stehe ich in einem kleinen Secondhand-Laden. Auf einer Kleiderstange entdecke ich einen schwarzen Wollmantel von Bugatti. Junge Leute tun gerne so, als ob sie Konsum verteufeln würden. Ich tue das nicht. Gerade bei gebrauchten Stücken. Und den Mantel für zehn Euro? Nehme ich natürlich. Auf meiner Kleiderstange ist nach dem Ausmisten ja wieder Platz. Später steige ich die Treppenstufen hoch zur Wohnung meines Freundes in den dritten Stock. Mit der rechten Hand klinge ich, in der linken halte ich den Joop-Mantel. Emotionslos übergebe ich ihm den Mantel. „Endlich“, raunt er mich an. „Jetzt siehst du fast aus wie ein Mann“, sagt er ironisch. Naja. „Erwachsen.“ Ein Abschied für mich, ein Start in die Selbstständigkeit. *Level complete*. Darauf trinken wir.

Der Mantel gibt mir Selbstbewusstsein: Ich fühle mich erwachsener. Was erwachsen ist und was nicht, das entscheidet jeder für sich. Bedeutet Erwachsensein, vernünftig zu sein? Kleidung ist Geschmackssache. Der Mantel jedoch ist für mich die Zahl 25 in Form von Stoff. Erwachsen bin ich zwar noch lange nicht, wenn ich einen Mantel trage. Doch es ist eine Annäherung. *Daniel Hinz*

MR MARVIS

AMSTERDAM



DIE EASIES SIEH GUT AUS, FÜHL DICH ENTSPANNT

Diese Saison kannst du das nächste Level an Bequemlichkeit mit den Easies erreichen - unserer idealen Vorstellung von Jogginghosen. Neben ihrer Bequemlichkeit sehen "Die Easies" auch unfassbar schick aus. Das macht sie perfekt für Sonntage auf dem Sofa als auch für das (Home-)Office. Die Easies sind unsere vielseitigsten Hosen überhaupt. Jetzt in 15 Farben erhältlich.



BESTELLE JETZT DIE EASIES AUF [MRMARVIS.DE](https://mrmarvis.de)



Tatsächlich wieder? Heike Makatsch und Alan Rickman in „Tatsächlich... Liebe“

Nie wieder „Tatsächlich... Liebe“, oder?

It's that time of the year again, zumindest im Universum der Streamingdienste: Allüberall auf den Netflixsitzen sieht man weihnachtsfilmwütige Zuschauer blitzen, oder so. Wir wollen in dieser Zeit „Tatsächlich... Liebe“ und „Liebe braucht keine Ferien“ glotzen, so will es das Gesetz. Netflix aber wiederum hat sich etwas Hundsgemeines einfallen lassen: Filmklassiker der Vorweihnachtszeit, die uns eigentlich in Stimmung bringen sollen, kann man irgendwann ab November plötzlich nicht mehr streamen – bis sie dann kurz vor Weihnachten mit viel Tamtam und Lebkuchenzuckergussstreuseln wieder erscheinen, nach dem Motto: Seht her, was wir euch extra kurz vor Weihnachten besorgt haben! Sind wir nicht nett? (Nein, lasst uns doch bitte selbst entscheiden, wann wir uns Hugh Grant als powackelnden Prime Minister antun wollen, okay, danke, ciao!) Das führt außerdem dazu, dass RomCom- und Weihnachts-RomCom-Fans in der Adventszeit notgedrungen Netflix-Eigenproduktionen zum Fest der

Liebe!) hat der Film das Zeug zum Klassiker, er ist ein bisschen doof, ein bisschen romantisch, ein bisschen herzerwärmend, an den richtigen Stellen plump und insgesamt so lahm, dass man ihn jedes Jahr bedenkenlos wieder schauen kann. Ein guter Film ist es nicht, gute Darsteller gibt es ebenso wenig, aber alle Hauptfiguren sind blond, die beste Freundin schwarz, der Stylist schwul – alle Punkte auf der Klischeeliste abgehakt. Trotzdem oder gerade deshalb ist der Film so ein Riesenerfolg, dass Netflix gleich zwei Fortsetzungen drehen ließ, eine schlimmer als die andere. Die Christmas-Prince-Trilogie ist eine einzige Unterforderung, und ja, wir gucken sie jedes Jahr wieder und wünschen uns trotzdem was Besseres.

Dann hat Netflix noch ungefähr 17 Weihnachtsfilme mit Vanessa Hudgens in der Hauptrolle gedreht, was an und für sich keine schlechte Idee ist, weil Hudgens toll ist, doch auf „Prinzessinnentausch 1“ folgen dann leider auch 2 und 3, und der Spaß ist kein Spaß mehr, sondern einfach nur billig. Dann doch lieber „A Knight Before Christmas“, ebenfalls mit Vanessa Hudgens in der Hauptrolle und einem verwirrten Ritter, der aus Versehen ein paar Jahrhunderte zu ihr gereist ist und sich über Radios wundert, aber trotzdem weiß, wie man Deo und eine Dusche benutzt, na ja. Ansonsten ist der Film ganz bezaubernd, auch wenn seine Moral traurigerweise ist, dass im 21. Jahrhundert nur noch dann ein gescheiter Mann für eine moderne Frau auftaucht, wenn er ein edler Ritter ist, der versehentlich eine Zeitreise unternommen hat. Wir können wirklich nur stark hoffen, dass Netflix davon keine Fortsetzungen dreht und uns den auch noch versaut. Please don't.

Dann gibt es noch so Versehen wie „Weihnachten in der Wildnis“. Und auch wenn Kristin Davis und Rob Lowe wirklich, wirklich immer noch sehr schön sind und die Romance jenseits der 40?, 50? (Botox erschwert genauere Einschätzungen) anheizen, ist der Film einfach nur sad: zwei weiße Amerikaner, die postkoloniale Klischees über afrikanische Wildnis aufwärmen. Merry Christmas!

In der vergangenen Adventszeit waren wir schon kurz davor, doch noch mal den „Grinch“ mit Jim Carrey zu gucken, von nix kommt nix, da öffnete Netflix endlich seine barmherzigen Pforten – und die alten Weihnachtsfilmschinken waren wieder da. Und Weihnachten ist ja irgendwie auch ein Fest für Traditionalisten: Ein bisschen Aschenbrödel hier, eine Prise Kleiner Lord da (inklusive „Golden Slippers“-Ohrwurm), dann mal ein wenig Sissi und zu guter Letzt dann endlich, wieder online (Amen!), der Film, den wir doch die ganze Zeit gucken wollten: „Tatsächlich... Liebe“ mit dieser wahnsinnigen Emma-Thompson-Szene, in der sie zu Joni Mitchell weint und sich zugleich versucht zusammenzureißen. Das will man dann doch jedes Jahr sehen. *Johanna Dürrholz*

Packen Sie's doch ein!

Manche Menschen behaupten, sie würden das ganze Jahr über passende Weihnachtsgeschenke für ihre Lieben nachdenken. Und diese auch schon kaufen. Anfang Dezember hätten sie dann rechtzeitig alles beisammen. Ich vermute, dass kein Wort davon wahr ist. Und wenn doch, dann wurden uns diese Menschen von irgendeiner bösen Macht geschickt, von Darth Vader, Sauron oder Lord Voldemort. Nur um uns, die wir chronisch ideenlos und spät dran sind, zu demütigen.

Als Leserinnen und Leser des F.A.Z.-Magazins haben Sie und ich aber einen entscheidenden strategischen Vorteil. Egal wann und unter welchen Bedingungen wir an unsere Geschenke kommen (Last-minute-Shopping, Express-Versand, Tankstelle), wir haben immer alles zur Hand, um sie stilvoll zu verpacken. Ja, genau, ich meine das Geschenkpapier, das in der Ausgabe steckt, die Sie gerade in Ihren Händen halten. Sie sind noch nicht überzeugt, können sich nicht vorstellen, eine Magazin-Ausgabe einfach so zu fleddern? Also gut, fangen wir mit den praktischen Vorteilen an. Sie sparen Geld. Natürlich, eine Rolle Geschenkpapier kostet nicht die Welt. Aber je nach der Zahl Ihrer Geschenke bekommen Sie für den Gegenwert problemlos eine gute Tafel Schokolade oder auch ein Taschenbuch, also: ein weiteres Geschenk!

Außerdem hat das Magazin-Papier genau die richtige Stärke. Es lässt sich leicht knicken, reißt aber nicht gleich, wenn man in der Verpackungs-Rushhour kurz vor der Bescherung mal ein bisschen fester zieht. Jede Seite ist einzigartig – Modeseiten und Anzeigen eher bunt, die Artikelseiten eher zurückgenommen mit wenigen farbigen Akzenten. So ergeben sich unendlich viele Möglichkeiten, und Sie können nebenbei die Schleifen und Bänder aus dem letzten Jahr loswerden. Denn garantiert findet sich auch für den kitschigen Schlupfen mit den Raffael-Engeln eine passende Seite zum Kombinieren. Oder Sie greifen einfach zu Paketschnur. Die lässt sich, genau wie Klebeband, auch kurzfristig in jedem Post-Shop beschaffen.

Der einzige Nachteil: Größere Geschenke passen nicht zum Format. Aber erstens sagt die Größe ja nichts über den Wert eines Geschenks. (Eine Rolex können Sie mit einer Magazin-Seite problemlos verpacken, selbstgestrickte Socken sowieso.) Und zweitens stehen Ihnen ja auch noch die Seiten der Tageszeitung zur Verfügung.

Sollten Sie jetzt das Gefühl haben, wir wollten Sie und Ihre Weihnachtsgeschenke für eine Guerrilla-Marketing-Aktion missbrauchen, lassen Sie sich vielleicht von den ethisch-soziologischen Argumenten überzeugen, die mit einem Geschenk im Magazin-Gewand einhergehen. Sie leisten durch Upcycling einen aktiven Beitrag zum Umweltschutz. Und Sie zeigen, wer Sie sind und wofür Sie stehen: eine stilbewusste Person, die sich für das interessiert, was in der Welt vor sich geht. Und die mal wieder improvisieren muss, um diese Sache mit den Weihnachtsgeschenken hinzubekommen. *Anna-Lena Ripperger*



S SINGULART

ELEVATE YOUR INTERIOR
WITH CONTEMPORARY ART



Artist: Julia A. Etedi

Die online Kunstgalerie SINGULART hat es sich zur Mission gemacht, Künstler*innen zu unterstützen. Entdecken Sie den Zeitgeist kontemporärer Kunst auf der kreativen Homepage und finden Sie das perfekte Werk für Ihr Zuhause.

A world of creativity

WWW.SINGULART.COM

PRÊT-À-PARLER



Georg Stefan Troller, hier in den Sechzigerjahren, lebt seit 1949 in Paris. Wir besuchten ihn im Sommer in seiner Wohnung.

FOTO PICTURE ALLIANCE / UNITED ARCHIVES / SEGFRIED PILZ

„Ich hatte als Kind oft das Gefühl, nicht wirklich lebendig zu sein, am Rand des Lebens zu existieren. Sich in das Leben anderer Menschen hineinzuarbeiten war eben eine Art, sich lebendig zu fühlen“

Georg Stefan Troller über seinen 100. Geburtstag, seine Jugend in Wien, seine Flucht vor den Nazis und sein Leben in Paris

*Interview Uwe Ebbinghaus
Fotos Lucas Bäuml*



Herr Troller, was würden Sie sagen: Haben Sie ein Leben geführt – oder mehrere?

Es war ein Leben, das sich immer mehr gefüllt hat, um zu dem zu werden, das es jetzt ist. Es ist aber immer der gleiche Typ, der sich mit Leben gefüllt hat und das als seine Hauptaufgabe ansah.

Gab es ein Grundgefühl, das immer da war?

Ich habe überhaupt erst mit 30 Jahren damit angefangen zu wissen, was ich mit meinem Leben anfangen. Das ist erstaunlich spät, und das hat zu einem Aufholgefühl geführt, das ich immer hatte: Ich habe noch nicht genug getan, muss noch mehr machen. Daher wohl auch die riesige Zahl von Filmen, die ich gedreht habe.

Werden bestimmte Erinnerungen in hohem Alter lebendiger?

Nein, es ist eher so, dass man sich fragt: Wer ist dieser Typ, dieser junge Mensch, der das alles erlebt hat? Es wird immer schwerer, ihn wiederzufinden.

Verändern sich die nächtlichen Träume im Lauf der Jahrzehnte?

Eigentlich nein. Es gibt Träume, die ich immer wieder habe – dass ich zum Beispiel durch die langen Korridore eines Hotels wandere und mein Zimmer suche. Dann gehe ich zurück zum Empfang und sage: „Ich kann mein Zimmer nicht finden“, worauf die Dame antwortet: „Aber Sie haben ja gar nicht eingeecheckt hier.“ Ein fast kafkaesker Traum. Dann auch Verfolgungsträume, nicht KZ, aber Verfolgung.

Kommt Ihre Heimatstadt Wien vor in Ihren Träumen – die Kindheit, die Jugend?

Naja: sich drücken, davonlaufen, sich verstellen müssen. So etwas. Der, der man geworden ist, gilt nicht mehr. Es wird nur der gesehen, den man wegen seiner Rasse und Herkunft verfolgen darf. Man träumt sich ja immer jünger, als man ist. Und ich träume mich häufig als jungen, unbedarften, verfolgten, verachteten Niemand.

Kommen alte Lieder hoch – alte Schlagertexte?

Oh, wow, Hunderte. Die Jugendlieder. Ich habe neulich aus Zufall mein altes jugendbewegtes Liederbuch wiedergefunden. Nach 30, 40 Jahren habe ich es zum ersten Mal wieder in der Hand gehalten und gesehen: Ich kann noch gut 100 Lieder daraus singen. Und wer vergisst je seine Kinderlieder – „Kommt ein Vögel geflogen“ – oder die Kinoschlager der Zeit, „Gruß und Kuss Veronika“?

Wie oft denken Sie an Ihren Vater?

Sehr oft. Ich verdanke meinem Vater mein Überleben. Er hat mich x-fach während der Emigration mit seiner Tüchtigkeit herausgeholt aus den unmöglichsten Situationen, in die ich mich hineinmanövriert hatte. Er hat mit seinem praktischen Verstand, den ich nicht geerbt habe, immer die richtige Lösung gefunden. In Marseille zum Beispiel, Sommer 1941, als es um die Frage ging: Bekommt man ein Visum nach Amerika? Es war die letzte Möglichkeit; es musste innerhalb weniger Monate gelingen – oder man war erledigt. Er hat es geschafft.

Wie denken Sie an Ihre Mutter?

Eine gute, liebe, schwache Frau, die sich ihrem Mann untergeordnet hat, wie zu dieser Zeit üblich.

Sie haben einmal gesagt, die Zeit der Emigration sei geprägt gewesen von einem Gefühl der Angst, immer wieder Angst. Kommen diese Ängste im Alter wieder hoch?

Ich werde ja zum Glück nicht mehr verfolgt, aber eine tiefe innere Verunsicherung bleibt lebenslang. Der Zweifel an der eigenen Lebensberechtigung bleibt. Die ganze Filmerei diente bei mir wohl hauptsächlich der eigenen Lebensbestätigung.

Diesen Punkt haben Sie einmal in dem Bild des „Menschenfressers“ ausgedrückt – der journalistische Menschenfresser, der sich der Erfahrung anderer bedient, um sein eigenes Selbstbewusstsein aufzubauen.

So ist es, ich war aber immer voller Hochachtung für andere. Ich habe sie nicht ausgenutzt, sie nicht fertig gemacht, eher das Gegenteil. Aber natürlich habe ich sie auch benutzt, wie jeder Journalist.

2004 haben Sie Ihren letzten Film gedreht. Fehlen Ihnen die Interviews, die Kamera, die Selbstbestätigung?

Nein. Irgendwann geht es rein physisch nicht mehr. Man hat sich mit sich selbst abgefunden. Was soll man sonst tun? Ich habe das Glück gehabt, dass ab einem gewissen Stadium auch genug Zuneigung oder Hochachtung auf mich zugekommen ist, um mich zu halten.

Lernen Sie noch Neues, oder kennen Sie das meiste schon im Leben?

Man lernt immer noch Neues, aber es ist oft nicht mehr lebenswichtig. Man betrachtet es wie einen guten Film, einen Roman, der die Erwartungen befriedigt.

Treffen Sie noch oft alte Freundinnen und Freunde?

Na ja, es sterben ja leider dauernd welche weg. Aber ich halte an alten Freundschaften fest. Und es kommen ja auch ab und zu neue Menschen auf mich zu. Früher waren es 40, die zu meinem Geburtstag kamen, beim nächsten Mal hoffe ich auf 20. Immerhin.

Machen Sie noch Spaziergänge in Paris?

(schlägt mit seiner Gehhilfe auf den Boden) Jetzt bin ich am Staberl – so sagte man damals in Wien.

Wie viel Spaziergang geht noch?

Es gehen noch 15 bis 20 Minuten am Stück. Das war's dann. Glücklicherweise gibt es viele Bänke an Pariser Straßen, so dass man kurz ausruhen kann und überlegen: Soll ich ein Taxi bestellen, oder schaffe ich es zu Fuß? Früher hat man mit Schiller geglaubt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Jetzt stellt man fest, dass es dem Körper völlig egal ist, welchen Geist man besitzt. Und ein Körperteil nach dem anderen sagt: „Danke, tschüss, das war's jetzt.“ Alt werden heißt, Dinge akzeptieren. Sich nicht mehr aufregen, sich nicht mehr verwundern, froh sein, wenn man gerade keine Schmerzen hat. Das ist schon allerhand. Früher war ich jähzornig und habe mich über alles aufgeregt. Jetzt nehme ich es hin, wie es kommt. Ich werde die Welt nicht mehr ändern, und mich auch nicht.

Wie war das früher, wenn Sie über einen Menschen einen Film drehen wollten – war das eine unbändige Neugier?

Neugier ist eigentlich nicht mein Hauptantrieb. Sich jemand anderen einverleiben, zu ihm werden, so viel über ihn herausfinden, dass er tief in dir etwas berührt. Das waren Antriebe – abgesehen davon, dass man Filmmacher war und seine Brötchen verdienen musste. Aber zuletzt ging es doch immer um seelische Bereicherung, Anverwandlung und auch Selbstverwandlung. Ein anderer werden. Ich war ja nie mit dem zufrieden, der ich war. Und bestimmt war da auch immer Verlangen nach



Anerkennung und sogar Liebe. Die Personen, die ich filmte, waren erstaunt, in mir einen Verstärker zu finden, und ich war erstaunt, in ihnen Gefühle zu entdecken, die man normalerweise nicht vorzeigt. So entstanden Beziehungen, Entsprechungen. Und wichtig war natürlich auch immer die Frage: Bringen sie es auf dem Bildschirm rüber?

Was sollten sie rüberbringen?

Sich. Ich musste einschätzen können, wie jemand vor der Kamera wirkt. Hatten sie nicht dieses Charisma, so war ja alle meine Kunst vergebens.

Dann waren Sie im Eimer, einer Ihrer Lieblingsbegriffe für solche Fälle.

Richtig. Ein, zwei versaute Filme, und der Sender sagt: „Herr Troller, möchten Sie nicht vielleicht lieber in der Verwaltung arbeiten?“ Dann bist du als Filmemacher erledigt.

Kommt Ihre Menschenkenntnis aus der Emigrationszeit? Da war sie ja überlebenswichtig.

Ja, das stimmt. Aber es ist schon auch eine jüdische Sache, geht schon auf die Kindheit zurück. Man musste sehr schnell erkennen, ob einem jemand wohlwollte, oder ob er dich fertigmachen oder schikanieren wollte. Das lerntst du als jüdischer Außenseiter verhältnismäßig schnell. Freud hat ja zugegeben, dass viel von seiner Menschenkenntnis auf dieses jüdische Sich-in-Acht-nehmen zurückgeht. Indem du jemanden analysierst, machst du ihn dir auch irgendwie zu eigen. Du wirst ein Teil von ihm, er wird ein Teil von dir, damit entschärfst du die Gefahr, die von ihm ausgehen mag.

Man hat Ihnen im Fernsehen nie angemerkt, dass Sie eine gewisse Unsicherheit mit sich trugen oder das Bedürfnis nach Nähe. Sie wirkten, auch mit Ihrer Stimme und Ihrer Sprache, wie jemand, der sehr souverän ist.

Ich spielte eine Rolle als der überlegene Psychologe, das ist unabdingbar in diesem Metier. Eine gewisse angemaßte Überlegenheit oder auch Überheblichkeit gehört dazu, nicht weniger als Mitleid und Einfühlung.

Wie zynisch waren Sie in Ihrem Job? Muss man das nicht sein, wenn man ständig über neue Leute neue Filme dreht?

Stimmt schon. Häufig haben wir zwei Filme direkt hintereinander gedreht, mit völlig unterschiedlichen Personen. Zum Beispiel drehten wir da einen Film mit einem uralten Gewerkschafter aus der Schiffbauindustrie in Schottland, der, glaube ich, schon an der Titanic mitgearbeitet hatte. Es war teilweise sehr ergreifend. Nach einer Woche verabschiedeten wir uns, und ich sagte, was man so sagt: „Wenn es irgendwelche Fragen gibt, hier ist meine nächste Adresse.“ Am folgenden Tag tauchte er tatsächlich auf. Der neue Film, den wir drehten, war über ein schwules Künstlerpaar, richtiges Showbusiness. Er war total entsetzt: „Ich dachte, Sie interessieren sich mehr für Arbeiter.“ Man musste lernen, damit umzugehen. Aber es blieb immer die Frage: Wer bin ich eigentlich, dass ich wie ein Schmetterling von Blüte zu Blüte flattere und immer so tue, als ob ich nur an einer Sache interessiert wäre? Mein nächster Film beschäftigte sich dann mit Bergbauern in den Appalachen. Wieder eine ganz neue Lebensart.

Aber der Begriff des Zynismus ist Ihnen so stark in diesem Zusammenhang?

Nun ja, ein bisschen Zynismus gehört schon dazu. Aber im Grunde bin ich immer für Wahrheit. Was haben die Leute davon, mich für irgendetwas Besseres zu halten, als ich bin, nur weil sie sich nach einem Beichtvater sehnen? Aber irgendwo blieb ich innerlich zerrissen. Die innere Überzeugung, zur deutschen Kultur zu gehören, aber nicht eigentlich zu diesem Volk – das ist doch ein unauflösbarer Widerspruch. Es war aber auch eine ungeheure Bereicherung. Mit Gegensätzen leben zu können ist kreativ. Die 40 Jahre Film und Fernsehen, die haben mir die Chance geboten, unendlich viel Menschliches mitzuerleben. Ich hatte als Kind oft das Gefühl, nicht wirklich lebendig zu sein, am Rand des Lebens zu existieren. Sich in das Leben anderer Menschen hineinzuarbeiten war eben eine Art, sich lebendig zu fühlen. Für all das habe ich mich früher geschämt. Jetzt empfinde ich es als Gottes Weg, mich zum richtigen Leben zu führen. Und so viel davon kam auf mich zu, ohne eigenes Zutun. Wie vor 60 Jahren dieser plötzliche Telefonanruf aus



Deutschland: „Herr Troller, trauen Sie sich zu, ein Pariser Journal zu machen?“ Ich sagte: „Was, Zeitungsherausgeber soll ich werden?“ Und aus diesem Missverständnis ergaben sich dann zehn Jahre dieser schönen Sendung. Ohne ein tieferes Wissen, ohne eine besondere künstlerische Veranlagung gab ich den Zuschauern die Möglichkeit, sich einzufühlen in Menschen, von denen sie anfangs dachten, sie hätten nichts gemein mit ihnen. Eine halbe Stunde später haben sie sich mit ihnen identifiziert.

Machen wir einen Sprung in ein anderes Thema: Wie erleben Sie die Corona-Zeit?

Na ja, kein Café, kein Restaurant, nix Freunde treffen, nix Kino. Aber: viele Möglichkeiten zur Lektüre. Und man schläft ja auch viel mehr im Alter, manchmal schlafe ich nach dem Frühstück wieder ein, mit dem Kater auf dem Schoß. Die Ansprüche sinken. Aber ich bin geimpft, meine Töchter auch. Ich warte mit Geduld darauf, dass es wieder besser wird.

Seit wann sind Sie geimpft? Waren Sie einer der ersten in Paris, wegen Ihres Alters?

Frankreich ist ein seltsames Ländchen. Auf einmal kam der Vorschlag aus dem Blauen: Wollen Sie sich impfen lassen? Ich ging darauf ein, bekam einen Termin und traf einen Herrn, der mich fragte: „Sind Sie gegen irgendwas allergisch?“ In diesem Moment kam eine Krankenschwester ins Zimmer und rief „Der Nächste bitte!“, und ich wurde direkt hinübergeführt und geimpft. Anschließend hieß es, man solle noch 15 Minuten dableiben, um sicherzustellen, dass man keine ungünstigen Reaktionen bekommt, und der Herr von vorhin fragte mich: „Sagen Sie, sind Sie eigentlich allergisch?“ Das ist sehr französisch. Oder pariserisch. Die Leute hier lieben die Chance, das Risiko, das Glücksspiel. Ich glaube, mehr als die Wissenschaft.

Haben Sie Gesundheitstipps oder Ernährungstipps für uns?

Ich habe mich nie an besondere Regeln gehalten und kann in dieser Richtung nichts weitergeben. Ich ernähre mich gesund und schlucke acht verschiedene Medikamente pro Tag. Und mache jeden Morgen 500 Schritte quer durch meine Wohnung. Bisher klappt das in etwa.

Hatten Sie irgendwann das Gefühl, dass Sie 100 Jahre alt werden könnten?

Ich habe nie darüber nachgedacht. Aber mein Vater wurde 91 Jahre alt, mein älterer Bruder 97. Also vielleicht ist das alles genetisch bedingt.

Wie verfolgen Sie die Nachrichten?

Ich schaue jeden Abend Fernsehen. Ich lese täglich den New York Times International, den Spiegel und den Nouvel Observateur wöchentlich.

Welche Bedeutung hat Literatur für Sie?

Ich lese heute am liebsten Sachbücher. Aber Literatur ist das, was ich eigentlich immer machen wollte und was ich vielleicht auf meine Art auch gemacht habe. Auch Texte im Film sind ja, so unschuldig wie sie möglicherweise daherkommen, in Wirklichkeit bis ins Kleinste durchkomponiert. Dieses Gewebe von Bild, Ton, Musik, Worten, Geräuschen, Dramaturgie und Stimme hat schon etwas mit Literatur zu tun, obwohl man das nie laut sagen durfte.

Wie war es, Filme über Literaten zu drehen – zum Beispiel über Peter Handke?

Einer meiner schwächsten Filme. Ich konnte ihm nicht wirklich nahekommen. Handke ist ein Dichter. Und wie funktioniert ein Dichter? Das ist filmisch nicht darzustellen, es sei denn, man geht ins Surreale. Ein Porträtfilm kann es nicht bringen. Ich habe mich da etwas blamiert.

Schlecht fand ich den Film nicht. Es kommt der Eigensinn von Handke sehr gut heraus.

Ja, schön. Das kommt raus. Aber woher stammt das, was ihn wirklich ausmacht? Das konnte ich nicht darstellen. Wir treffen uns noch immer von Zeit zu Zeit. Ich merke dann oft, wie er sich anstrengt, seinen Jähzorn nicht herauszulassen.

Denken Sie, Sie haben mit Ihren Filmen das Leben der Menschen beeinflusst, die Sie porträtiert haben?

Ich glaube nicht wirklich, dass Filme dergleichen bewirken können. Aber die meisten meiner Personen mochten ihre Darstellung, auch da, wo wir kritisch waren oder sarkastisch. Sogar Woody Allen, er hat mich ja gehasst. Vor der Ausstrahlung musste ihm der Film zur Ansicht zugeschickt werden, das war vertraglich festgelegt. Aber er hat sich nicht gerührt, obwohl er ja in dem Film nicht sehr gut wegkommt. Er hat es hingenommen. Immerhin.

Warum, meinen Sie, hat er Sie gehasst?

Ich habe ihn zweimal getroffen, er hat mich beide Male gehasst.

Vielleicht geht Woody Allen einfach mit den meisten Menschen so um.

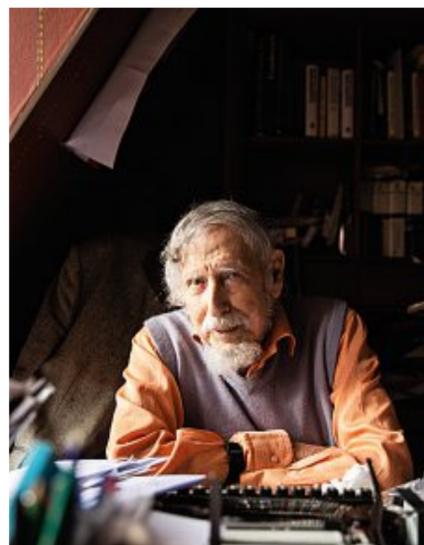
Kennen Sie das englische Sprichwort „There but for the grace of God go I“ – „Ohne die Gnade Gottes wäre ich jetzt wie du“? Ich glaube, das hat er in mir gesehen: die furchtbare Möglichkeit, so zu werden wie ich. Nur Gott sei Dank wurde er zu Woody Allen. Das hat er mich fühlen lassen vom ersten Moment an.

Was hat Ihnen an Woody Allen nicht gefallen?

Mir hat alles an ihm gefallen. Aber er wollte nicht von mir bewundert werden, von allen, bloß nicht von mir.

Man sagt von Ihnen, Sie seien einer der letzten sprachmächtigen Zeugen der zwanziger Jahre und der Zeit danach. Was, denken Sie, müssen Sie noch bezeugen – was ist wichtig, noch bezeugt zu werden?

Ich bin, was die Entwicklung der Weltgeschichte angeht, recht pessimistisch. Meine Vorstellung ist, dass die Geschichte sich in zwei Phasen abspielt. In der einen wollen die Menschen wissen, in der anderen wollen sie glauben. Die Franzosen wollten an die Revolution glauben, sie wollten an Napoleon glauben, nachher kam das Zeitalter der Wissenschaft. Auch die verfluchten Dreißigerjahre waren eine Zeit des Glaubenwollens, ein Erlösungsglaube machte sich breit, der nicht unbedingt kirchlich war, aber die Kirche hat oft mitgespielt. Nach 1945 kam wieder eine Zeit des Wissenwollens. Jetzt spüre ich mit den Trumps und Boris Johnsons und diesen ganzen Diktatoren, die überall auftauchen: Die Menschen sehnen sich schon wieder nach Erlösung, nach



Glaubendürfen, nach Hingabe. Ein Mann wie Macron, ein Technokrat, verliert an Stimmen, während die Le Pen in Südf frankreich fast 50 Prozent bekommt. Was bedeutet das? Das ist im Grunde unbegreiflich. Wer erwartet denn eine Erlösung von einer Le Pen? Trotzdem geschieht es. Ich fürchte auch, dass Biden nur eine vorübergehende Erscheinung ist, bis Trump wiederkommt und sich zum Diktator auf Lebenszeit ausruft.

Wie lange kennen Sie den Antisemitismus schon?

Seit meinen frühesten Lebensjahren. Die Österreicher waren Antisemiten, bevor sie Nazis wurden. Der Antisemitismus war für sie der Hauptinhalt des Nazismus. Das führte zu Hass, diesem unaufhörlich auf uns eintröpfelnden Hass – in der Schule, auf der Straße, beim Sport, überall. Ich weiß noch: Einmal gehe ich auf der Straße, hatte mich erkältet, räuspere mich, spucke aus, da kommt mir eine Krankenschwester entgegen und sagt: „I waass eh, dass ihr Juden auf uns spuckts.“ Eine Frau, die ich normalerweise bewundert hätte. Sie war überzeugt, ich hätte versucht, sie anzuspucken.

Wie haben Sie das verarbeitet?

Na ja, Minderwertigkeitskomplexe. So etwas ist nicht zu verarbeiten. Oder es dauert Jahre.

Sind Sie in 100 Jahren dem Verständnis des Antisemitismus nähergekommen?

In allen Ländern, die ich kenne, auch in demokratischen, gibt es wohl 20 bis 30 Prozent Rechtsradikale oder Antisemiten. Als ich sah, wie die Trump-Anhänger das Kapitol stürmten, dachte ich: Diese Fressen kenne ich doch! Das sind ja meine guten alten Wiener am Heldenplatz, anno 1938.

Tragen Sie Wien noch nach, dass die Stadt Sie vertrieben und auch nach dem Krieg nicht mehr aufgenommen hat?

Vor zwei Wochen bekomme ich einen Anruf von einem österreichischen Parlamentarier, der mich fragt, ob ich wieder bereit wäre, die österreichische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Das, worauf ich Jahrzehnte lang gehofft hatte. Es war der Traum in der Emigration. Jetzt brauchte ich diesen Traum nicht mehr.

Im November war Filmpremiere in Wien: Ein zweistündiges Porträt über Sie mit dem Titel „Auslegung der Wirklichkeit“ ist in die Kinos gekommen. Zudem stellen Sie dort Ihr neues Buch vor, mit dem Titel „Meine ersten 100 Jahre“, und feiern Geburtstag mit Freunden. Warum in Wien? Na ja, es ist eine Art Heimkehr. Eine Heimkehr auf drei Tage. In meinem Alter ist das viel.

Werden Sie auch französisch gefeiert?

Der einzige Bezug, den die Franzosen zu mir haben, war die Filmtrilogie „Wohin und zurück“, die lief in den Achtzigerjahren monatlang erfolgreich in den französischen Kinos. Meine anderen Filme haben sie nie gesehen, keines meiner Bücher ist in Frankreich erschienen. Schon irgendwie komisch, aber damit muss man sich abfinden.

Wie blicken Sie auf Ihre persönliche Zukunft?

Man lebt von Tag zu Tag in meinem Alter. Man wacht auf am Morgen und sagt sich: „Wie schön, ich bin noch da.“ Das ist eh schon eine angenehme Überraschung.

Georg Stefan Troller

Er ist der zweite Sohn eines Pelzhändlers aus Brünn, der in Wien ein Geschäft betrieb. Zunächst erlernte Georg Stefan Troller den Beruf des Buchbinders. Nach dem „Anschluss“ Österreichs im Jahr 1938 floh der Sechzehnjährige in die Tschechoslowakei und von dort nach Frankreich, wo er bei Kriegsausbruch interniert wurde. Mit einem Visum konnte er schließlich in die USA reisen. Dort wurde er 1943 zum Kriegsdienst eingezogen; unter anderem war er 1945 an der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau beteiligt. Bekannt wurde Troller als Fernsehjournalist mit seinem seit 1962 gesendeten „Pariser Journal“ (ARD). Als Sonderkorrespondent des ZDF in Paris seit 1971 schuf er die Interview-Reihe „Personenbeschreibung“, die mit ihren so einfühlsamen wie kritischen Fragen stilbildend wurde. Er drehte zahlreiche Filme, schrieb Drehbücher und blickte in der Autobiographie „Selbstbeschreibung“ auf sein Leben zurück.

Die neue Wissenschaft der Mundgesundheit

V VARDIS
SWITZERLAND

Wir sind V VARDIS – eine neue, revolutionäre Mundgesundheitskur.

Unsere patentierten Technologien helfen, Karies im Anfangsstadium zu beseitigen und die Zähne sofort und ohne Reizungen aufzuhellen – für ein gesundes, schönes Lächeln.





Kristallbesetzte
Trinkbecher von Versace

Original Sacher-Torte
von Sacher in Wien

Whisky von Aberfeldy

Rum von 4x50

Adventstrüffelmischung
von Lauenstein Confectionery

Rohe Schokolade von
Holy Shocolate

Schaumwein von
Franciacorta



Kleine Tasche, Modell
Meisterstück Soft Grain
Geometry Clutch, von
Montblanc

Gemusterte Tasche,
Modell Bonbon Bag, von
Rianna + Nina

Karierte Tasche, Modell
Fan Bag, von William Fan

Umhängetasche mit breitem
Riemen von Rimowa

Schultertasche mit breitem
Riemen, Modell Shift,
von Tsatsas

Rucksack aus recyceltem
Nylon in Weiß von
Tommy Hilfiger

Mittelgroßer Shopper in braunem
Leder, Modell Diana, von Gucci

Kleine Tasche, Modell Coussin
BB, von Louis Vuitton

Shopper in Anthrazit
mit pfirsichfarbenem
Futter von the paperbag

Großer Shopper in
dunkelblau metallischer
Steppoptik von
VeeCollective

Schwarzer Rucksack,
Modell Bruce, von Belstaff

Gesteppte Schultertasche
aus Nappaleder
von Miu Miu

Riementasche mit
Paillettenbesatz, Modell
Cleo, von Prada

Umhängetasche in Rot,
Modell Penelope Mini,
von Wandler

Da kommt was zusammen

Illustrationen Antonia Hrastar

In knapp zwei Wochen ist Bescherung.
Ihnen fehlen noch Geschenkideen?
Unsere Illustratorin hat Collagen erstellt,
zum Suchen und Finden.



Poloshirt, nach der eigenen Farbauswahl hergestellt, von Seven Sands

Flanellhose, Modell Die Mavericks, von Mr Marvis

Daunenjacke mit dicker Kapuze in Weiß von Herno

Sweatshirt mit E.T.-Print von Mini Rodini

Badeshorts, Modell Ronde des Tortues Fireworks, von Vilebrequin

Warmer Anzug in Fuchsoptik von Columbia

Graue Sweatshirtjacke in Steppoptik von Peloton

Trenchcoatweste aus Wolle in ganz dunklem Blau von Fassbender



Armbanduhr, Modell Oyster Perpetual Explorer, in der Größe des 1953 lancierten Originalmodells (36-Millimeter-Durchmesser), von Rolex

Armbanduhr, Modell Orion, mit Zifferblatt in Silber, von Nomos

Armbanduhr, Modell Rendez-Vous Dazzling Moon, aus 18 Karat Roségold mit Diamanten von Jaeger-LeCoultre über den Online-shop Net-a-porter

Armbanduhr, Modell Big Bang, in Steel White mit Diamanten von Hublot

Armbanduhr, Modell Gem Dior, aus 18 Karat Gelbgold mit Diamanten und Dekosteinen von Dior



DER NEUE RANGE ROVER
 THE ORIGINAL
 INFLUENCER



ABOVE & BEYOND







Schneekugel mit Eisbär von Giorgio Armani



Seidentuch mit einem Design des Comic-Künstlers Daniel Clowes von Hermès

Weihnachtskugel von Alessi



Windlicht mit Griff von Philippi



Tischleuchte aus mundeblasenem Glas von Elos



Duftkerze von Le Labo



Kissen mit kurzen Fransen von Urbanara



Sofadecke aus Mohair in zwei Farben von Tekla



Beistelltischchen, Modell Bolling, von Brdr. Krüger



Bild, Öl auf Leinwand, Les amazones... (2020), von Singulart



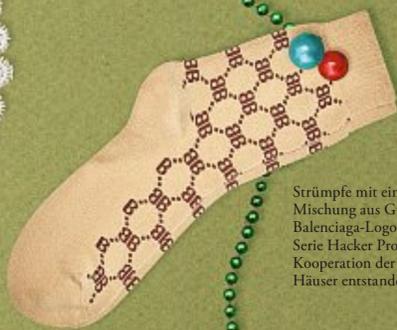
Schleife in Gold und Schwarz von Brioni



Spitzenkragen zum Schnüren von Seulement en Detail



Strümpfe mit einer Mischung aus Gucci- und Balenciaga-Logos aus der Serie Hacker Project, die in Kooperation der beiden Häuser entstanden ist



Seidentuch mit einem „Coco Chanel Paris“-Print von Chanel



Skibrille mit orangefarbenen Gläsern von Dior



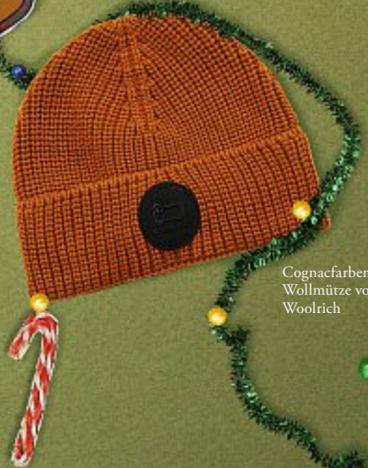
Sonnenbrille mit braunen Gläsern von Persol



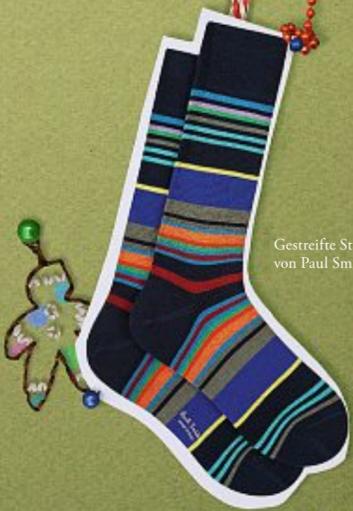
Armband aus Leder, Modell My Move, mit einem Diamanten von Messika



Cognacfarbene Wollmütze von Woolrich



Gestreifte Strümpfe von Paul Smith



Strickhandschuhe aus Kaschmir mit einer Innenseite aus Veloursleder von Brunello Cucinelli





Lipgloss, Royal Gloss in Precious Red, von Dolce & Gabbana

Kaschmir-Shampoo von Iris von Arnim

Pflegeset im kleinen Koffer von Drunk Elephant

Goldener Puder für Haut und Augen, Poudre d'Orfèvre, von Hermès

Parfum-Duo, For Her, bestehend aus den Düften Pure Muse und Muse Noir von Narciso Rodriguez

Duft, Eau de Parfum Intense, von Brioni



wärme, die dich umarmt

stoov[®]
Heizkissen

Kabelloser Komfort | Nachhaltige Infrarot-Wärmetechnologie | Hochwertige Qualität



1



2



3



5



6

IM CROSSOVER-OUTFIT

→ Angela Merkel, Juni 1990

Es war eine Begegnung, wie sie in Hotelaufzügen schon mal vorkommt: Die Tür geht auf, man will einsteigen und stößt dann mit einer Person zusammen, die rasch aussteigen will. In meinem Fall war der Schauplatz ein Hotel in Dublin im Juni 1990, in dem die deutsche Delegation Quartier bezogen hatte. Auch ich war hier untergekommen, beziehungsweise wir: Meine Frau war mitgekommen, unser jüngster Sohn war ebenfalls dabei. Anlass war ein europäisches Gipfeltreffen, über das ich berichtete, es ging um die deutsche Vereinigung. Meine Frau und ich, den Kinderwagen mit unserem Sohn schiebend, stürmten also in den sich öffnenden Fahrstuhl. Nur knapp konnten wir einen Zusammenstoß mit einer Frau vermeiden, die uns entgegenkam. Mir war sie unbekannt. Für die örtlichen und auch sonstigen Verhältnisse sah sie etwas merkwürdig aus: halb Hippie, halb Besucherin eines evangelischen Kirchentags, in einem ganz unmondänen Crossover-Outfit. Das Rätsel der Frau, mit der wir beinahe kollidiert wären, löste sich wenige Stunden später: Helmut Kohl hatte den frei gewählten Ministerpräsidenten der DDR, Lothar de Maizière, mitgenommen, und der wiederum seine stellvertretende Sprecherin: Es war Angela Merkel. Sie lud in unserem Hotel zur Presseunterrichtung ein. Ich war baff. Hätte mir damals, im Juni 1990 in Dublin, jemand gesagt, sie würde 15 Jahre später Bundeskanzlerin werden, dieses Amt dann 16 Jahre lang bekleiden und in Teilen der demokratischen Welt zur Führerin des Westens h.c. ausgerufen werden – ich hätte eine solche Vorhersage für das Ergebnis eines allzu heftigen Guinness-Konsums erklärt. Wegen des Verlaufs der Fußball-Weltmeisterschaft 1990 wäre das mit dem Bierkonsum gar nicht unwahrscheinlich gewesen.

DIESE EINWECKGLÄSER

→ In Laibach/Ljubljana, Juni 1991

Warum schickt man einen jungen Redakteur als Reporter zur Berichterstattung ins slowenische Kriegs- und Krisengebiet, obwohl der bislang nicht durch Kenntnisse aufgefallen ist, die eine Entsendung in Richtung Balkan rechtfertigen würden, rein fachlich gesehen? Ich weiß es bis heute nicht. Aber offenkundig hielt es die Leitung der politischen Redaktion für eine gute Idee, mich nach Laibach (Ljubljana) zu schicken. Sie hatte mich wenige Monate zuvor übrigens schon nach Saudi-Arabien an den Golf geschickt, obwohl ich bis dahin auch nicht als ein zweiter Lawrence von Arabien aufgefallen war. Aber egal. Nun, Ende Juni, fielen in Slowenien die ersten Schüsse und die ersten Bomben. Die jugo-

1. Beim Europäischen Rat in Brüssel 1997
2. Mit dem österreichischen Bundeskanzler Sebastian Kurz 2015 in der F.A.Z.-Redaktion
3. Am 4. Oktober 2007, dem Tag vor Einführung des täglichen Titelbilds auf Seite 1
4. Mit EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen 2019 in Brüssel bei der Verabschiedung von F.A.Z.-Korrespondent Michael Stabenow

UNTERWEGS IN DER WELTPOLITIK

Von Klaus-Dieter Frankenberger

Dreieinhalb Jahrzehnte lang hat Klaus-Dieter Frankenberger in der F.A.Z. über Außenpolitik geschrieben. Jetzt geht er in den Ruhestand. Und blickt zurück auf Szenen eines Journalistenlebens.



4

slawischen Nachfolgekriege hatten begonnen. Ich sollte dorthin. Und so kam es, dass ich zu Fuß zu einem improvisierten Pressezentrum in der Stadt unterwegs war, als die Sirenen heulten: Fliegeralarm! Ein Polizeifahrzeug raste an mir vorbei, bremste, setzte zurück, ein Polizist stieg aus, schrie mir etwas entgegen, was ich natürlich nicht verstand, worauf er mich am Arm packte und in den Eingang eines großen Wohnhauses stieß. Und plötzlich war ich in einem Keller, umgeben von Frauen, Kindern und einigen alten Männern. Sie starrten mich an, und ich starrte zurück, ungläubig. Mein Blick fiel auf die unzähligen Konservendosen und Einweckgläser in den Regalen, es müssen Hunderte Einweckgläser gewesen sein. An der bizarren Situation hätte mein Kollege Konrad Schuller, der Jahre später, als er über die Ukraine berichtete, ganze Reportagen den Einweckgläsern der Einheimischen widmen sollte, seine helle Freude gehabt. Trotz kurzzeitig aufkommender Besorgnis schlug bei meinem ersten beruflichen Balkan-Ausflug dann doch nicht mein letztes Stündchen im Keller eines Wohnblocks in der slowenischen Hauptstadt. Es wurde bald Entwarnung gegeben. Ich trat hinaus ins helle Sonnenlicht. Aber diese Einweckgläser...

AUF DER SCHWELLE VON IOANNINA

→ Mit Klaus Kinkel, März 1994

Klaus Kinkel war mein Lieblings-Außenminister, auch wenn er sich vielleicht selbst eine andere Lieblingsbeschäftigung vorgestellt hätte. Er war vollkommen unpräzise und gelegentlich, wie soll man sagen, etwas direkt, hart an der Schwelle zum undiplomatisch Direkten. Aber er war immer freundlich und besorgt um „seine“ mitreisenden Berichterstatte, ob das in Tokio, Seoul, Edinburgh, Usedom war – oder in Nordgriechenland. Dort, in der Stadt Ioannina, kamen Ende März 1994 die europäischen Außenminister zusammen, um über die nächste Beitrittsrunde zur EU zu beraten. Der Gegenstand war sperrig. Es ging um die Abstimmungsmodalitäten und Sperrminoritäten im demnächst größer werdenden Ministerrat. Norwegen hatte zu dem Zeitpunkt auch noch entsprechende Ambitionen. Das Thema Sperrminoritäten war brisant, es war kompliziert, nicht anders als heute. Auf der Schwelle unseres kleinen Hotels saßen Minister Kinkel, sein enger Mitarbeiter Christoph Heusgen, der später viele Jahre Kanzlerin Merksels Sicherheitsberater war, und ich. Wir versuchten uns gegenseitig den „Kompromiss von Ioannina“ zu erklären. Das fiel nicht mal Kinkel leicht, obwohl er ja daran beteiligt war, den Kompromiss zu schmieden. Vor allem ging es darum, dass ich, der Reporter, die

5. Mit Bundesfinanzminister Olaf Scholz im Juni 2019

6. Mit Martin Schulz, dem Präsidenten des Europäischen Parlaments, im September 2015

künftigen Gegebenheiten im größer werdenden „Rat“ verstehen sollte, um keinen Unsinn zu schreiben. Auf der Treppe des Hotels grübelten wir eine ganze Weile über die Einzelheiten. Ich bezweifle dennoch, dass die Lektüre meiner Berichte für die Leser ein Genuss war.

IN DEN FLUTEN DER WÜSTE

→ Bei Sultan Qabus, Mai 1997

In Oman kann man Naturereignisse der besonderen Art erleben, wenn es regnet und regnet, die Wadis zu reißenden Strömen werden und die Wüste unter Wasser steht. Ich erfinde das nicht! Man hatte mir ein Treffen mit Sultan Qabus angeboten, dem weitsichtigen Erneuerer des Landes, und ich hatte natürlich zugesagt. Das Problem: der Regen. Denn der Sultan war auf einer seiner Erkundungsreisen durch das Land, also ziemlich weit weg von der Hauptstadt Maskat, und ich musste irgendwie dorthin kommen, wo das Lager des Monarchen aufgeschlagen war. Das Gespräch wurde ich am späten Abend stattfinden. Weil Straßen unter Wasser standen, war das erste Fortbewegungsmittel der Wahl ein Hubschrauber – Royal Air Force of Oman. Die Piloten, Franzosen, brachten mich wohlbehalten an den Zielort. Aber nicht wieder zurück, denn dafür war es zu spät. Sultan Qabus bin Said Al Said, absoluter Herrscher und Advokat guter Regierungsführung, empfing den Besucher erst nach Mitternacht. Wir sprachen lange über die arabische Welt, ihre Schwierigkeiten und Huntington's „Zusammenprall der Kulturen“, darüber besonders lange sogar. Es war „in the middle of nowhere“, wie man heute sagen würde. Nach dem Gespräch wurde ich in eine nahegelegene Kaserne gebracht, aber nicht nach Maskat. Kein Fahrer hätte das Wagnis auf sich genommen, mich noch in der Nacht über Straßen, die unter Wasser standen, zurück in die Hauptstadt zu bringen. Das war vernünftig. Denn am nächsten Tag las ich in der Zeitung, dass viele Leute während des Regens ums Leben gekommen waren: Sie waren ertrunken! In der Wüste, im Südosten der Arabischen Halbinsel.

EXTRAZEIT MIT CONDOLEEZZA

→ Im Weißen Haus 2002, 2003, 2005, 2007

Wer als Besucher ins Weiße Haus will und nicht Staatsgast ist, sondern die normale Prozedur über sich ergehen lassen muss, der sollte ein gutes Gehör haben. Bei mir ist das leider nicht der Fall. Während der Regierung des George W. Bush war ich viermal im Weißen Haus: zweimal zum Kleingruppeninterview des Präsidenten, zweimal

zum Einzelgespräch mit dessen Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice. Wer Einlass begehrt, muss sich an der Hauptpforte melden und dem diensthabenden Soldaten die Person nennen, die er zu besuchen wünscht. Das tat ich. Der Soldat sagte, kaum verständlich, eine Nummer, die ich auf einer Tastatur drücken müsse. Aber er ratterte die Zahlen derart schnell in einem schweren Südstaatenakzent herunter, dass ich nichts verstand. Ich bat um Wiederholung, und zwar dreimal! Der Soldat wirkte genervt und schaute mich an, als wäre es das gewesen. Ich schaffte es dennoch, nur dank der Hilfe eines Mitarbeiters des Foreign Press Center, der zufällig vorbeikam. Condoleezza Rice war immer freundlich, immer professionell. Doch beim zweiten Besuch teilte man mir sofort mit, dass sie nur 20 Minuten für mich Zeit habe. Das kam mir wenig vor. Ich wusste, dass sie aus Birmingham in Alabama stammte; an der dortigen Universität hatte ich einmal ein paar Tage verbracht. Und sie hat am gleichen Tag Geburtstag wie mein jüngster Sohn. Diese Informationen nutzte ich für eine kleine List. Als nach 20 Minuten die Sekretärin ins Zimmer kam, um das Ende des Gesprächs zu signalisieren, brachte ich schnell die Universität ins Spiel. Erste Verlängerung! Nach zehn Minuten dasselbe Spiel: Die Sekretärin kam ins Zimmer und deutete auf die Uhr. Ich erwähnte den Geburtstag. Zweite Verlängerung! Dann aber war endgültig Schluss. Condoleezza Rice, die Liebhaberin klassischer Musik, verabschiedete mich. Der nächste Besucher wartete schon seit 20 Minuten. Es war Henry Kissinger.

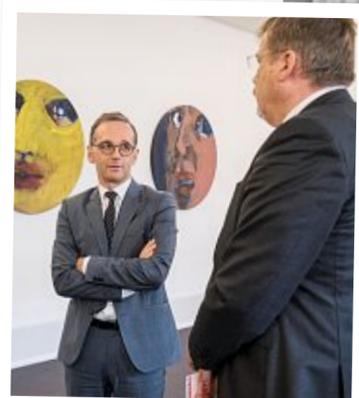
FRAGEN AN KASACHSTAN

→ Bei Nasarbajew, Astana, 2005

Interviews mit Regierenden und Sachkundigen sind ein wichtiges Mittel, um Entscheidungen auf den Grund zu gehen. Nicht, dass das immer von Erfolg gekrönt wäre. Aber man bekommt schon eine Vorstellung von den Protagonisten, ihrem Stil und Habitus, und von den Leuten in ihrer Nähe mit ihren Botschaften. Der frühere autokratische Herrscher von Kasachstan, Nursultan Nasarbajew, hatte einen Stabschef, es war im Oktober 2005, der war ganz gut beieinander. Ein kräftiger Kerl. Vor allem war er sehr bestimmt. Die Kasachen hatten verlangt, dass meine Fragen schriftlich eingereicht würden. Als der Dolmetscher und ich den Präsidentenpalast in Astana betreten, drückte der Mann mir die ausgearbeiteten Antworten in deutscher Sprache in die Hand und fügte mit Nachdruck hinzu, damit habe sich die Sache ja erledigt. Allenfalls könne es ein kurzes Treffen am Abend geben. Ich protestierte, schließlich war ich nicht um die halbe Welt geflogen, nur um den Empfang eines Textes zu



7



8

7. Mit Herausgeber Berthold Kohler im Gespräch mit dem Dalai Lama in Wiesbaden 2011

8. Mit Außenminister Heiko Maas 2018

9. Mit den Kollegen Michael Stabenow, Helmut Fricke und Peter Hort (von links) im Juni 1997 beim Europäischen Rat in Amsterdam



9

quittieren. Es kam also zu dem Gespräch, und mir wurde nochmals eingeschärft, nur Fragen zu stellen, die ich bereits eingereicht hatte. Das wollen wir mal sehen, dachte ich. Doch Nasarba-jews Mann hatte etwas Einschüchterndes an sich. Ich bemerkte, dass mein Dolmetscher ängstlich wirkte. Die erste Frage folgte dem „Drehbuch“, dann wich ich ab. Dem Dolmetscher trat der Schweiß auf die Stirn, ich stellte noch eine neue Frage, und der Schweiß floss in Bächen. Er malte sich schon aus, wie unerquicklich sein Leben wohl fortan verlaufen werde. Ich wollte es auch nicht übertreiben in der zentralasiatischen Steppe, also zurück zum Text. Dann war bald Schluss. Noch ein Foto, und ein müde aussehender Präsident verließ den Raum. Und wir waren wieder an der frischen Luft. Was wir erfahren hatten? Dass Kasachstan an engen (Wirtschafts-) Beziehungen zu Deutschland sehr interessiert sei. Nicht unbedingt eine sensationelle Nachricht.

DER FOTOGRAF KANN WEG

→ Bei Präsident Sisi, Berlin, 2015

Eine sensationelle Nachricht hatte auch der ägyptische Präsident Sisi im Berliner Hotel Adlon nicht zu verkünden. Immerhin lernte ich, dass mit ägyptischen Sicherheitsleuten nicht zu spaßen ist. Die wollten einen „fremden“ Fotografen nicht zum Gespräch zulassen. Ich bestand dennoch darauf, dass unser Mann dabei sein sollte. Gewährt wurde eine Minute. Und so kam es dann: Nach genau 60 Sekunden packten zwei Sicherheitsbeamte, Typ B-Movie, den F.A.Z.-Fotografen Matthias Lüdecke an den Armen, hoben ihn vom Stuhl und trugen ihn aus dem Raum. Einwände waren zwecklos. Das war im Jahr 2015, mitten in Berlin.

DER SONNTAGSDIENST RUFT

→ Auf Kaukasus-Tour, 2004

Eine Woche für eine Tour durch den Kaukasus, eine Konfliktlandschaft, die zu erfassen viel mehr Zeit erfordert hätte. Aserbaidschan, Armenien, Georgien, das umstrittene Berg-Karabach und das abtrünnige, nach Russland strebende Südossetien. Es war damals, im Oktober 2004, fast eine Karikatur der Europa-Reisen von Amerikanern: viele Länder in wenigen Tagen. Wir waren immerhin eine Woche unterwegs, unter anderen leitende Mitarbeiter des German Marshall Fund, ein griechischer Diplomat und eine frühere spanische Außenministerin. Die illustre Gruppe ließ sich von den südossetischen Separatisten, deren Anführer wie eine superspätstalinistische Schlägertruppe auftraten, nicht ins Bockshorn jagen. Ich erinnere mich nicht zuletzt an ein Treffen

mit fast der gesamten demokratischen Führung Georgiens. Ministerpräsident, Parlamentspräsidentin, Außenministerin und andere hohe Regierungsmitglieder waren anwesend. Den Staatspräsidenten Micheil Saakaschwili, der seinen demokratischen Nimbus später fast ganz verspielte, hatten wir schon gesehen. Wir saßen also den Georgiern in einem Regierungsgebäude in Tiflis gegenüber, als plötzlich ein Handy klingelte. Und klingelte. Und nicht aufhörte zu klingeln. Irgendwann blickten alle zu mir. Es klingelte immer noch, es war mein Handy. Alarmiert riss ich es förmlich aus meiner Tasche und rannte aus dem Zimmer. Am anderen Ende meldete sich eine mir vertraute Stimme aus Frankfurt: „Können Sie den nächsten Sonntagsdienst übernehmen?“ Man redet über das Überleben einer verwundbaren Demokratie und deren territoriale Integrität in feindseliger Gegend, und dann das: Sonntagsdienst planen! Bei der Rückkehr in den Besprechungsraum setzte ich ein bedeutungsschweres Lächeln auf.

SCHLIMMER JETLAG

→ In Tokio, 2010

Ein Tiefpunkt geht auf meine Rechnung beziehungsweise auf die menschliche Konstitution. Bei einer Japan-Reise stand ein Gespräch mit einem wichtigen Regierungsberater auf dem Programm. Nach dem Austausch von Höflichkeiten und dem Lobpreis der japanisch-deutschen Freundschaft stellte ich erste Fragen. Und dann schlief ich ein. Ich döste einfach weg. Jetlag! Der Schlummer währte zwar nur kurz, aber meine Begleiterin vom japanischen Außenministerium war entsetzt. Der Gesprächspartner war empört. Das Gespräch wurde jedenfalls nicht fortgesetzt. Ich war noch mehrfach in Tokio, aber so etwas ist nicht mehr passiert, zum Glück.

PIZZERIA SILVIO

→ Bei Berlusconi, Rom, 2010

Eine kuriose Wendung nahm ein Gespräch mit Silvio Berlusconi im Palazzo Chigi, dem Sitz des italienischen Ministerpräsidenten in Rom. Die beste Pizza gibt es eben nicht beim Italiener, sondern beim Oberitaliener. Wir interviewten den so selbstbewussten wie eiteln Ministerpräsidenten. Vor ihm stand ein Telefon, Modell letztes Jahrtausend, mit Wählscheibe. Plötzlich fragte uns der Cavaliere, der freundlich, aber etwas zappelig war, ob wir Hunger hätten. Wir hatten! Also wählte er eine Nummer und gab eine Bestellung auf. Ein paar Minuten später, wir waren gerade beim heiklen Thema Steuerschuld angelangt, wurden zwei Pizzen ins Zimmer gebracht. Prompter Lieferservice! Sie sahen lecker aus und schmeckten köstlich. So gastfreundlich ist nicht jeder Politiker.

THEATER DER WELTPOLITIK

→ Münchner Sicherheitskonferenz

Einmal im Jahr wird in München das Stück „Die Krisen der Welt“ aufgeführt. Dann kommen „Leader“ aus aller Herren Länder im Hotel Bayerischer Hof zusammen. Früher, besonders vor dem annus mirabilis 1989, waren es vor allem die „old boys“ der „transatlantic community“, die sich dort trafen, um sich der Gemeinsamkeiten von Nordamerikanern und Westeuropäern zu versichern. Heute ist jede sogenannte Herausforderung auf unserem Planeten Gegenstand der Beratungen, und entsprechend voll ist es dann im Plenarsaal; zumal ja auch die erste und zweite Garnitur der deutschen Politik dabei sind und die Lokalgrößen ein Bild mit den Promis wollen, zum Beispiel mit Bono oder mit echten Präsidenten. Ich habe vielen solchen Aufführungen beigewohnt, als Berichterstatter, Beobachter und Teilnehmer, manchmal vom Balkon aus, meistens in einer der letzten Reihen im Saal sitzend. Neben, vor und hinter mir saßen immer die gleichen Leute, jene, die es nicht nach vorne drängte. Ein nicht ganz unbedeutender deutscher Botschafter war einer davon. Es kamen einige interessante Auftritte zusammen. 2003 rief der deutsche Außenminister Joschka Fischer von der Bühne dem herumspazierenden amerikanischen Verteidigungsminister Donald Rumsfeld erregt hinterher: „Herr Minister, ich bin nicht überzeugt!“ Das war ein großer Satz, es ging um den Irakkrieg und die Lauterkeit der amerikanischen Motive. Doch Mr. Secretary war nicht beeindruckt. Jahre später wurde es noch ernster. Wladimir Putin warf dem Westen und natürlich in erster Linie den Amerikanern den Fehdehandschuh hin. Da spürte man, frei nach Kohl, den Atem der Geschichte. Manche Zeitgenossen sahen in der Brand- und Abrechnungsrede den Anfang vom Ende der russischen West-Orientierung. Wiederum zwei Jahre später rief Joe Biden, dessen Arbeitsplatz damals noch nicht das Oval Office war, den Neustart in den Beziehungen zu Russland aus. Daraus wurde nichts. Dafür erlebten die Zuhörer immer wieder, welcher Großmeister des Zynismus der russische Außenminister Sergei Lawrow ist. Vertreter der Ukraine flehten um Beistand gegen russische Aggression. Still wurde es, als der Senator John McCain, ein treuer München-Reisender, die Bundeskanzlerin in drängendem Ton dazu aufrief, der Ukraine endlich Waffen zur Selbstverteidigung zu liefern. Angela Merkel ließ sich nicht drängen. Auf den Gängen und Treppen war das Gedränge dafür umso größer. Mein Sitznachbar, der Botschafter in der vorletzten Reihe, und ich, wir suchten es nicht. ◀



„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine
TIPA-Awards-Gewinner 2013, 2017, 2020 und 2021



Luke Stackpoole

WhiteWall Ambassador

Die WhiteWall Ambassadors zählen zu den angesehensten, talentiertesten und einflussreichsten Profifotografen weltweit, die für ihre außergewöhnlichen Motive auf die Galerie-Qualität von WhiteWall vertrauen. Entdecken Sie individuelle Fotoprodukte Made in Germany, wie den echten Fotoabzug unter Acrylglas mit Schattenfugenrahmen aus unserer hauseigenen Manufaktur.

WhiteWall.com

Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Köln, München, Stuttgart, Wien, Zürich

WHITE WALL

„SPRACHE INTERESSIERT VIELE NICHT“

Kaum ein Kampf wird so hartnäckig ausgetragen wie der um gendersensible Sprache. Doch was bringt sie wirklich? Und warum sind die Beharrungskräfte von Gender-Gegnern so stark?



Unsere Welt verändert sich so rasant wie nie zuvor – und wird immer unübersichtlicher.

Prof. Dr. Doris Mathilde Lucke ist Soziologin mit den Schwerpunkten Akzeptanzforschung, Rechtssoziologie, Gender Studies, Familiensoziologie und private Lebensformen sowie Sozionik. Regelmäßig beantwortet sie unsere Fragen zum Zustand der Gesellschaft.

Frau Lucke, es gibt einige Argumente, die immer wieder gegen den Gebrauch von gendersensibler Sprache angeführt werden. Zum Beispiel: Es ist eine Verhunzung der Sprache.

Ich kenne die Argumente gegen gendergerechte Sprache, und ich finde sie nicht stichhaltig. Bei mir gehen die roten Warnlichter an, wenn so argumentiert wird. Mir zeigt das, dass diejenigen, die nicht „gendern“ wollen, mit ihrem Latein am Ende sind. Das Argument der Verhunzung wird oft angeführt und mit Beispielen bestückt, bei denen auch mir das Lachen im Halse stecken bleibt. Wir kennen alle die Rede von „Kinderinnen“, „Gästinnen“ und „Mitgliedern“ und „Gliederinnen“. Das sind typische Ridikülisierungsstrategien, wenn man nicht weiterweiß mit sachlichen Argumenten. Da wird versucht, ein Anliegen lächerlich zu machen. Das haben wir ja sogar im Deutschen Bundestag gesehen: Wenn Transpersonen oder Intersexuelle begrüßt werden, gibt es oft Lacher, wie bei LGBTIQ. Das würde man bei der Corona-Variante „B.1.1.7“ nie tun. Über so ein Kürzel könnte man auch lachen. Stattdessen gucken da aber alle sehr expertenfrüchtig, und niemand lacht. Dann wird ja auch gern mal von der „Vergewaltigung“ der Sprache geredet. Und da muss man doch wirklich sehen: Sprache macht etwas – zuallererst einen Unterschied. Worte und Taten gehören zusammen. Jeder Tatsache geht eine Tat voraus.

Ein anderes Argument lautet: Gendersensible Sprache schließt viele Menschen aus, gerade die, die nicht so gut Deutsch können.

Ich verstehe nicht, wieso ausgerechnet eine Sprache moniert wird, die den Anspruch hat, allen Geschlechtern und allen Menschen gerecht zu werden – genau das tut unsere jetzige Sprache nämlich nicht. Frauen sind genauso ausgeschlossen wie alle anderen nicht-männlichen Menschen. Und im Übrigen auch alle Menschen, die nicht so gut Deutsch sprechen. Sprache ist der Integrationsfaktor schlechthin. Warum das jetzt ausgerechnet an einem Sternchen, einem großen Binnen-I oder an der gesprochenen Kunstpause des Gender-Gap liegen soll? Dass das ein Ausschlusskriterium sein soll, kann mir niemand weismachen. Eine Verhunzung der Sprache sehe ich hingegen in den vielen Anglizismen und Technizismen, wie „upgeloadet“, „downgegradet“, „outgesourcet“,

nicht in dem Bemühen, allen Geschlechtern – auch denjenigen jenseits des männlichen – gerecht zu werden.

Noch ein beliebtes Argument: Die gegenderten Formen nehmen zu viel Platz und Zeit ein. Ausgerechnet dann, wenn man Frauen und andere nicht männliche Menschen nennen soll, fehlen also Zeit und Platz. Gerade wurde unser neuer Bundestag gebildet, den kann man offensichtlich auch beliebig vergrößern. Da ist dann plötzlich Platz und Zeit. Das sind für mich alles nur vorgeschobene Argumente.

Über „Studierende“ empören sich nach wie vor viele Menschen. Über den Vorstandsvorsitzenden aber nicht.

Ja, es gibt eine Asymmetrie in dieser Diskussion. Ich selbst vermeide auch das Partizip Präsens. Der Kern ist aber: Es gibt ein Gefälle in der Empörung. Es geht hier also um mehr als nur um ein drangehängtes „in“ oder eine andere geschlechtergerechte Sprachform.

Worum geht es dann?

Um das Patriarchat der Sprache. Eine total männliche Grammatik, und die liegt unterhalb der Ebene des gesprochenen Wortes. Das sehen Sie auch in der Rechtsprache: Die ist durch und durch männlich und tut damit allen, die nicht männlich sind, Unrecht. Sprache ist – neben Geld und Macht – ein generalisiertes Kommunikationsmedium. Auch Recht wird gesprochen, Gesetze werden gelesen – das hat alles mit Sprache zu tun. Wie man gerade in einer Kommunikationsgesellschaft hinsichtlich der Sprache der Meinung sein kann, „Komm, lass doch mal alle Fünfe gerade sein!“, das ist mir absolut unverständlich.

Verändert Sprache denn etwas?

Auf jeden Fall! Etwa im Zusammenhang mit Terrorismus heißt es: Den Taten gehen immer Worte voraus. Und jetzt plötzlich, wenn es unter anderem um eine frauengerechte Sprache geht, dann soll das alles nicht mehr wahr sein? Das ganze Argumentationsgebäude ist meines Erachtens voller Widersprüche. Das sieht man auch schön bei der Diskussion über die Frauenquote: Bei der Telekom wollten sie diese erst „Damenquote“ nennen, was ja nun wirklich am eigentlichen Anliegen vorbeigeht. Ich stehe einer Quote auch mit gemischten Gefühlen gegenüber und betrachte sie eher als Übergangslösung. Trotzdem wissen wir: Das ganze Wording soll nur verschleiern, dass es früher in fast allen Bereichen und auf vielen Hierarchieebenen eine hundertprozentige Männerquote gegeben hat. Genauso wie die Frauenforschung plötzlich eine „Männerforschung“ hervorgebracht hat – vorher war Forschung an sich implizit immer männlich. Darum muss die Diskussion über Sprache geführt werden! Auch wenn es vielleicht eines Tages heißt: Das war ein typisches Zeitgeist-Phänomen. Aber auch das ist ja Teil unserer gesellschaftlichen Entwicklung.

Es gibt immer wieder neue Stimmen gegen gendersensible Sprache. Warum sind die Beharrungskräfte da so groß?

Der Kampf um die Sprache ist eine Machtfrage. Das sehen Sie überall. Ich selbst habe als ehemaliges Mitglied des Konzils der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) miterlebt, wie lange und hartnäckig man sich dagegen gewehrt hat, den „Soziologentag“ in „Kongress der DGS“ umzubenennen. Das sind bekannte Muster: Wenn Sie die Deutungshoheit über Sprechpraktiken aufgeben, geben Sie immer auch Macht auf. Und das erklärt für mich die Dauer und auch die ungewöhnliche Emotionalität des Widerstands. Ich habe hier gerade zufällig das Grundgesetz vor mir liegen, und da steht doch in Artikel 3, Satz 1: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.“ Schon der Sozio-

loge Ralf Dahrendorf hat seinerzeit gesagt, es komme aber darauf an, dass Männer und Frauen nicht nur vor, sondern auch noch nach dem Gesetz gleich seien. Sehr merkwürdig ist nämlich, dass darauf noch der Satz 2 folgt: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“ Den haben wir den Müttern des Grundgesetzes zu verdanken, es waren vier an der Zahl, und 61 Väter. Im Grunde ist das ein positiver Ansatz. Aber: Er offenbart eben, dass es noch im Jahr 1949 nötig war, auf den Menschenstatus von Frauen aufmerksam zu machen. 1949 ist übrigens das Jahr, in dem Simone de Beauvoir mit ihrem Buch „Das andere Geschlecht“ in Frankreich einen Skandal auslöste. Und auch der vielzitierte Schlüsselatz dieses Werks birgt in sich einen Widerspruch: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ Das ist für mich das beste Beispiel dafür, wie männlich durchwirkt und patriarchal vermag unsere Sprache ist.

Wie hat sich denn gendersensible Sprache historisch entwickelt?

Erst mal fällt auf, dass wir „Gendern“ sagen – warum gibt es dafür eigentlich kein deutsches Wort? Das ist, finde ich, schon für sich genommen bezeichnend. Man muss die historische Entwicklung vor einem größeren Hintergrund betrachten: Erst seit 1919 sind Frauenstimmen auch politisch Stimmen von Gewicht. Bis dahin galt: „One man, one vote“, nicht „One woman, one vote“. Noch bis in die Sechzigerjahre hinein hat man die Rechtsgültigkeit der Unterschrift einer Frau in Zweifel gezogen. Das ist ganz wichtig zum Verständnis: welchen Unwert Frauenstimmen und das geschriebene Wort einer Frau hatten. Angefangen, sich über das Männliche der deutschen Sprache zu wundern, hat Luise F. Pusch. Ihr war damals aufgefallen, dass wir Anfang der Achtzigerjahre Pässe hatten, in denen stand: „Der Inhaber des Passes ist Deutscher“. Und dann schwappte die feministische Soziolinguistik aus den USA herüber. Dieser Forschungszweig befasste sich auch empirisch mit der Frage, wie zwischen den Geschlechtern miteinander geredet wird. Da kamen Dinge heraus wie: Frauen halten das Gespräch in gemischtgeschlechtlichen Gruppen am Laufen, sie sagen Dinge wie „Ah, interessant“ oder „Hm“. Gleichzeitig stellen sie das, was sie selbst sagen, permanent in Frage. Männer sind häufiger diejenigen, die andere unterbrechen, die Gespräche eröffnen, sie reden affirmativ, gehen ganz selbstverständlich davon aus, dass sie Recht haben. Das waren hochinteressante Forschungsergebnisse, und auch sie könnten ein Grund dafür sein, warum man nicht gern über das Thema redet: Sprache ist ein Herrschaftsinstrument, das immer noch überwiegend von Männern erfolgreich bespielt wird.

Auch heute noch?

Als Angela Merkel Bundeskanzlerin wurde, hieß es erst: Ist sie jetzt Kanzler? So wie auch ich oft gefragt wurde: Sind Sie die Frau Professor? Es gab noch keinen etablierten Sprachgebrauch dafür. Angela Merkel wurde zu Beginn nicht nur als „Kohls Mädchen“ verniedlicht, so wie Frauen eben kleingemacht werden, sondern man hat ein Neutrum aus ihr gemacht: „Das Merkel“. Das finde ich aufschlussreich. Im Duden gibt es nun auch das Wort „Elter“, im Singular, die Artikel sind „das“ oder „der“. Dabei sind Alleinerziehende fast immer Frauen. Da sieht man, dass in unserer Sprache vieles im Argen liegt.

Wie wäre es denn nach 2000 Jahren generischen Maskulinums mit 2000 Jahren generischen Femininums?

Das hat man tatsächlich in den Achtzigerjahren probeweise an einigen wenigen deutschen Universitäten mit den Prüfungs- und Studienordnungen gemacht. In der Fußnote stand: Alle

Rektoren, Dekane, Studenten und so weiter mögen sich mitgemeint fühlen. Sie können sich vorstellen, wie das ausgegangen ist: Noch binnen Semesterfrist war geklagt worden, auf Gleichberechtigung! Und das Ganze wurde wieder zurückgenommen und alles wieder ins Männliche gesetzt. Das war für mich eine Art Lackmustrast.

Männer wollen also nicht, Frauen können aber stets mitgemeint werden?

Ja, wir sind immer mitgemeint. Aber wir wollen eben ausdrücklich mitbenannt werden, genannt und direkt angesprochen! Und nicht mitgemeint! Das ist ein Fake, und das ärgert mich: dass man das über eine Fußnote regeln will. Das ist hochsymbolisch. Ich wollte einmal wissen, wie viele Soziologieprofessorinnen es in Deutschland eigentlich gibt. Das war ungewöhnlich schwierig herauszufinden, bis ich auf ein Buch gestoßen bin: „Soziologieprofessoren und -professorinnen in Deutschland“, und ich dachte: Lucke, Volltreffer! Dann guck' ich ins Buch rein, komme ungefähr bis Fußnote sieben, und da steht dann: Ab jetzt würden alle Soziologieprofessorinnen unter Professoren subsumiert. Da war der ganze Informationswert weg. Und ich glaube, dass der Autor sich mit dieser Fußnote auch noch für besonders politisch korrekt hielt.

Die sehr lebhafteste Debatte über gendersensible Sprache stört auch viele Feministinnen. Sie sagen: Das reduziert die Anliegen des Feminismus auf eine einzige Sache und macht andere zu diskutierende Probleme unsichtbar.

Da würde ich mich anschließen. Ich halte das in weiten Teilen für eine Schein- und Stellvertreterdebatte, bei der man glaubt, noch am wenigsten an Macht zu verlieren. Spätestens wenn es ums Geld geht, hört der Spaß mit der Gleichberechtigung

endgültig auf – das sieht man auch an der Lohn- und Gehaltslücke.

Wie steht es denn in der Gesellschaft um die Bereitschaft zu gendern? Ist die Diskussion auch auf eine Art überakademisiert?

Da gibt es schon Unterschiede. Es gibt viele Leute, die sich für Sprache nicht die Bohne interessieren. Denen ist es egal, und sie bringen dann das Argument, das man oft auch in Talkshows hört: Mit einer geschlechtergerechten Sprache würde in der Realität kein bisschen mehr Geschlechtergerechtigkeit hergestellt. Auch das verdriest mich. Denn Sprache macht, wie gesagt, eben etwas, das kann auch Menschen, die mit Sprache sonst nicht viel am Hut haben, nicht egal sein. Die Tragweite der Sprache ist manchen Menschen vielleicht gar nicht bewusst.

Und unterscheidet sich die Bereitschaft zu gendern nicht auch zwischen den Generationen?

Ja, was ich schon oft gehört habe: Schriftstellerinnen, und das sind dann oft ältere Schriftstellerinnen, sprechen sich dagegen aus. Ich erlebe auch, dass Kolleginnen von mir als „Professor“ begraben werden wollen. Warum? „Professorin“ ist für sie immer noch abgewertet. Ich könnte mir vorstellen, dass zum Beispiel Autorinnen früherer Generationen, die die Branche noch sehr männlich erlebt haben, ein Interesse daran haben, als Mann wahrgenommen zu werden. J.K. Rowling, die mit ihren Harry-Potter-Büchern Welterfolge verzeichnete, ist das beste Beispiel: Sie wurde anfangs von vielen für einen männlichen Autor gehalten.

Ist es denn immer ein Vorteil, in unserer Sprache männlich wahrgenommen zu werden?

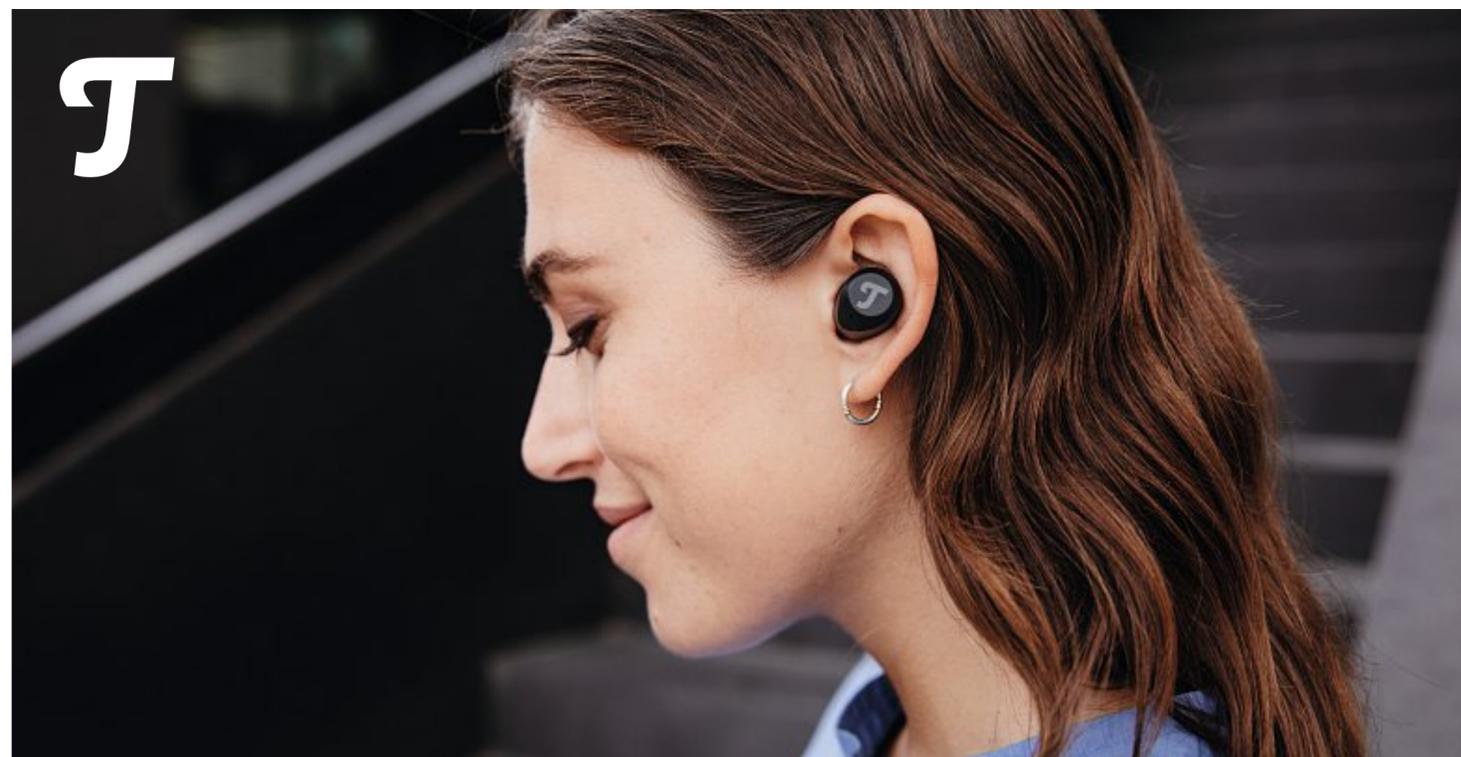
Es gibt inzwischen empirische Belege dafür, dass es zum Beispiel bei Bewerbungen einen Unterschied macht, ob ein männlicher oder ein

weiblicher, im Übrigen auch ein deutsch oder ein ausländisch klingender Name druntersteht. Wenn der Name suggeriert, es handle sich um einen Mann oder um einen Deutschen – solche Bewerbungen sind statistisch betrachtet erwiesenermaßen erfolgreicher als die einer Frau oder eines Menschen mit ausländisch anmutendem Namen. Auch das ist ein wichtiger Indikator dafür, dass die Geschlechtergerechtigkeit der Sprache in unserer Gesellschaft eine wichtige Rolle spielt. Sprache ist immer auch ein Vorläufer gesellschaftlicher Entwicklungen und wirkt wie ein Seismograph.

Sie sagen, gendersensible Sprache bringe etwas. Aber hakt es auch an manchen Stellen?

Fast immer gibt es Nebenwirkungen, das sehe ich schon. Auch ein Ergebnis der Frauenforschung ist, dass es mittlerweile fast keine Erhebungen mehr gibt, in denen keine Unterscheidung nach Geschlecht vorgenommen wird. Der Pferdefuß an der Sache ist, dass diese Unterscheidung in der Statistik permanent die Ideologie der zwei Geschlechter aufrechterhält. Die Trennung zwischen Männern und Frauen wird immer weitertransportiert – da sind wir in gewisser Hinsicht bislang noch in einem Sprachgefängnis eingesperrt. In einem Seminar habe ich mal mit Studierenden versucht zu diskutieren, ohne dass wir „Männer“ und „Frauen“ sagten. Und wir sind nicht weit gekommen. Das zeigt, wie stark geschlechtskodiert unsere Sprache und unsere gesamte Gesellschaftsordnung ist. Für die Zukunft stelle ich mir eine Gesellschaft vor, in der wir eine Sprache sprechen, die das Geschlecht nicht mehr eigens adressiert. Das wäre die Utopie einer Post-Gender-Gesellschaft, die auf eine postmaskuline Gesellschaft folgen könnte und auch sollte.

Die Fragen stellen Julia Bähr und Johanna Dürrholz.



Zeigt echte Größe

Neuheit: REAL BLUE TWS

So klein und unauffällig ist kaum ein anderer True Wireless In-Ear-Kopfhörer. Und dennoch haben wir den typischen Teufel Sound und modernstes Active Noise Cancelling (ANC) verbaut. Für echte Größe im Sound, mit so viel Ruhe wie du möchtest. teufel.de/real-blue-tws

Teufel



Sie können fliegen, wie sie wollen: Die Spiegelsäle der John-Cranko-Schule lassen den Ballettschülern alle Freiheiten. Zugleich stört der Neubau des Münchner Architekturbüros Burger Rudacs nicht bei der Konzentration aufs Wesentliche. Studentinnen wie Katia Battaglia (unten) wissen das zu schätzen.

Eine neue Verbindung von Architektur und Tanz: Zum 50. Jahr ihres Bestehens hat die John-Cranko-Schule in Stuttgart ein neues Domizil bezogen.

Morgens gegen halb elf fangen sie an zu fliegen. Im Ballettsaal Birgit Keil heben die Jungs der Ausbildungsklasse A ab. Alle gleich weiß-grau gekleidet. Große Sprünge, quer durch den Raum, höher, weiter. Die Decke werden sie niemals erreichen, die Spiegelwand, mehr als drei Meter hoch, macht vielleicht die Hälfte der Saalhöhe aus.

Das sind Dimensionen, von denen andere Ballettschulen nur träumen können. Im 50. Jahr ihres Bestehens erobert sich die Stuttgarter John-Cranko-Schule ihr neues Domizil. „Es war so befreiend, endlich so viel Platz zu haben, eine Übung zu machen von einer Ecke zur anderen, und dann hast du immer noch mehr Platz“, sagt Carlos Strasser. „Ich habe mich künstlerisch verbessert. Dadurch, dass wir so viel Raum haben, kann man viel mehr tun, und nach dem Training ist auch mal ein Saal frei, so dass man auch für sich etwas probieren kann.“

Der Achtzehnjährige hat schon einige Jahre in der früheren John-Cranko-Schule trainiert. Jetzt weiß er zu schätzen, was sich geändert hat. Zum ersten Mal seit der Gründung durch den legendären Choreographen und Ballettdirektor John Cranko (1927-1973) hat die Schule das, was ihr immer gefehlt hat: Platz. In der einstigen Druckerei, in der sie ansässig war, betrug die Deckenhöhe höchstens 2,50 Meter. Ein Witz für Bühnentänzer.

PLATZ FÜR GROSSE SPRÜNGE

Von Eva-Maria Magel und Rüdiger Soldt, Fotos Frank Röth



Tadeusz Matacz, der Rektor, hier auf der Terrasse der Schule, ist froh über den Neubau: Im alten Gebäude konnte man nicht einmal richtig lüften.



Die Architekten Stefan Burger und Birgit Rudacs aus München haben das Maximum herausgeholt aus der steilen Hanglage am Urbansplatz – ästhetisch wie funktional. In solchen Räumen zu tanzen verleiht Flügel. Nichts bremsst den Schwung, nicht in der Horizontalen, nicht in der Vertikalen. Und Lüften sei jetzt auch kein Problem mehr, sagt Schuldirektor Tadeusz Matacz. In der ehemaligen Druckerei des Schwabenverlags war das Öffnen der Fenster jahrelang ein Problem, die Räume waren seit Jahrzehnten zu klein.

Vom Weltruhm des Stuttgarter Balletts war an der ersten staatlichen Ballettschule der Bundesrepublik, gegründet 1971, wenig zu spüren. Für das durch die Automobilindustrie reich gewordene und dennoch knauserig, manchmal verklemmt gebliebene Stuttgart waren die künstlerischen Leistungen des Balletts seit Crankos Zeiten ein hübsches Aushängeschild, gern benutzt in der Stadtwerbung. Doch bis zum Neubau der Ballettschule dauerte es fast drei Jahrzehnte. 2002 begann man, konkreter zu planen, 2009 war man immer noch auf der Suche nach Grundstücken. Im Stuttgarter Rathaus hing man anfänglich der Vorstellung an, eine solche Schule lasse sich als Immobilien-Investorenobjekt bauen, mit viel Geld von Investoren und wenig vom Staat.

Es waren dann der frühere Ballettintendant Reid Anderson und der ehemalige grüne Oberbürgermeister Fritz Kuhn, die dieses in Deutschland einzigartige Projekt durchsetzten. Anderson sagte im Rückblick sogar, er habe „wie ein wildes Tier“ für die Schule gekämpft. Die Grünen schafften es, als die Situation für den Schulneubau über dem Wagenburgtunnel gerade wieder einmal kritisch war, Porsche für eine Spende in Höhe von zehn Millionen Euro zu gewinnen.

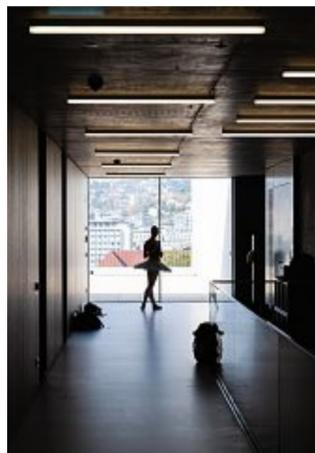
IN KLASSISCHER HANGLAGE

Nachdem erste Pläne gescheitert waren, die Schule in einem Arbeiterviertel im Osten der Stadt zu bauen, fand die Stadt ein Grundstück zwischen Urbansplatz und Werastraße, in klassischer Stuttgarter Hanglage nahe der Staatsgalerie, der Musikhochschule und der württembergischen Staatstheater – zum Glück. Alle Standortfaktoren waren erfüllt: Nähe zum Theater, Blick in den Talkessel, mitten in der Stadt. Aus einigen Übungsräumen schauen die Eleven heute tatsächlich in den Schlossgarten. Die Compagnie ist im selben Gebäude untergebracht, sie nutzt die unteren vier Geschosse und hat im Untergeschoss eine Proebühne, die exakt die Maße der Opernbühne abbildet. Eins zu eins probieren zu können ist ein Luxus, den nur wenige Compagnien haben.



Der Direktor hatte die Architekten auch bei der Auswahl des Bodenbelags beraten. Nun brauchen die Tänzer, wenn sie sich zwischen den Trainings und Proben ausruhen wollen, keine Sitzgruppen; sie setzen sich einfach auf den warmen Fußboden.





Der Unterricht ist fordernd. Belohnt werden die Schülerinnen und Schüler unter anderem mit einem wunderbaren Blick auf Stuttgart.

Wie muss eine Ballettschule aussehen? Der „Monolith aus gegossenem Material“, wie es bei der Vorstellung des Siegerentwurfs im Architektenwettbewerb hieß, bietet gute Voraussetzungen. Sichtbeton und eine symmetrische Struktur dienen der Konzentration auf die Kunst. Die Arbeitsbedingungen sollten optimal sein. „Als mich die Architekten fragten, welche Temperatur wir brauchen, zögerte ich etwas, es gab ja keine Vorschriften. Also schätzte ich die ideale Temperatur und sagte 22 Grad“, erinnert sich Matacz, seit 1999 Direktor der Cranko-Schule. Angenehm ist das Klima innen jedenfalls geworden, und bei allen Sparrunden verhinderte der Direktor, dass die Schule kleiner wurde.

Für Matacz war der Neubau die vielleicht größte Herausforderung seines Berufslebens. Er maß sich an den Schulen von Paris, London und Toronto. So anspruchsvoll wie die Ausbildung sollte auch der Neubau der Schule sein. Beton, Glas, Stahl, Naturfarben sind das eine, mit klaren Linien, großen, aber geschützten Fensterfronten. Der Direktor berechnete, wie viel Raum überhaupt gebraucht wird, in welcher Qualität. In den Gängen gibt es jenseits der Laufflächen nun einen Bodenbelag, der angenehm ist wie ein Tanzboden, weil Tänzer keine Sitzgruppen brauchen, sondern einen warmen Fußboden, um sich zwischen Trainings und Proben auszurufen. Ein Tanzpädagoge hatte die Architekten beraten – und persönlich auf Knien ausprobiert, wie sich der Boden anfühlt.

Nach dem 2005 eröffneten Kunstmuseum am Kleinen Schlossplatz ist die Cranko-Schule der wichtigste neue Kulturbau in Stuttgart, einer Stadt, der bis heute eine funktionierende Kulturmeile und eine Philharmonie fehlen. Der in Warschau ausgebildete Matacz erkannte sofort die einmalige Chance: Es ging nicht darum, wie sonst häufig, ein paar Fabriketagen für eine Ballettschule herzurichten, sondern darum, etwas Neues zu schaffen: „Man wollte uns in der Mitte der Stadt. Das war ja ein großer Vorteil hier in Stuttgart. In Moskau fahren Sie eine halbe Stunde mit der Metro in einen Außenbezirk, in Paris ist es ähnlich. Bei uns gehen die Schüler zu Fuß ins Staatstheater.“ Im September 2020 konnte Matacz das neue Gebäude eröffnen, fast ohne Gäste im zweiten Lockdown. Immerhin: Die Abschlussklassen konnten trotzdem weiter trainieren, denn 2020 hat die Schule den Status eines Landesleistungszentrums bekommen. Das hat vieles vereinfacht.

EIN NEUES BALLETTWUNDER

Acht Ballettsäle mit großen Spiegelwänden, schönen, wengleich etwas kantigen Stangen und wendenden weißen Vorhängen sind benannt nach den Stars aus der goldenen Ära des Stuttgarter Balletts: Marcia Haydée, Egon Madsen, Birgit Keil. Einer heißt nach der Ballettmeisterin Georgette Tsinguirides, Jahrgang 1928, die alle Ballette Crankos aufgezeichnet hat, so dass sie weiter in aller Welt getanzt werden können: „Romeo und Julia“, „Onegin“, „Der Widerspenstigen Zähmung“. Das „Stuttgarter Ballettwunder“, das 1961 mit der Berufung John Crankos begann, ist gerade 60 Jahre alt geworden.

Zehn Jahre nach seiner Ankunft gründete Cranko die Schule. Für die Compagnie und die Schule geht es darum, den Spruch einzulösen, Tradition sei nicht die Anbetung der Asche, sondern die Weitergabe des Feuers. Der Schulneubau gibt der Ballettausbildung auch baulich die Bedeutung, die sie seit Jahrzehnten verdient hat.

Bei der Ausschreibung des Wettbewerbs hatten Stadt und Land den Bau 2011 zunächst mit 25 Millionen Euro veranschlagt. Nach der Entscheidung für den Entwurf des Büros Burger Rudacs plante man mit 46,9 Millionen Euro. Dann kam eines zum anderen: Verunreinigter Baugrund musste abgetragen werden. Kostensteigerungen schlugen mit noch einmal 7,5 Millionen Euro zu Buche. 60 Millionen Euro sind es jetzt geworden, hinzu kommen noch sieben Millionen Euro für die Erstausrüstung, finanziert aus Geldern des Staatstheaters sowie mit Spendengeldern des Freundeskreises der Schule.

Der Bau ist für Stuttgart ein wichtiger Schritt in eine städtebaulich bessere Zukunft. Davon wird man mehr spüren, wenn die von den Terrassen der Cranko-Schule gut einsehbaren Baugruben am Hauptbahnhof in spätestens vier Jahren endlich geschlossen sind und über Teile des neuen Bahnhofsdachs Gras wächst.

Jetzt richten am Nachmittag an der Treppe zum Eingang, der in betoniertem Unterstatement gehalten ist, abgehetzte Mütter ihren kleinen Mädchen die letzten Strähnen am Dutt: Die „Babys“, wie Matacz sie nennt, Grundschulkindern von sieben Jahren an, sind die Jüngsten der Schule, sie kommen nur am Nachmittag, von einmal bis sechsmal, mit steigendem Alter und größeren Anforderungen. Die Berufsschüler, die Abschlussklassen A und B, sind dann von morgens bis abends in der Ausbildung, ergänzt von Unterricht in Deutsch, Englisch, Sozialkunde, Tanzgeschichte, Musikgeschichte und -theorie, Anatomie und Tanztheorie und sogar Schminken. In einem der Unterrichtsräume werden jetzt erst mal die Corona-Schnelltests abgenommen.

Fast ein wenig zaghaft sehen die Tutus auf dem Boden vor dem Tanzsaal aus. Ein ausgedruckter Zettel erinnert daran, dass mit Charaktertanzschuhen, den Spängchenpumps, mit denen man so richtig schön auftreten kann bei Polka oder Flamenco, auf gar keinen Fall einfach so herumgelaufen werden darf. Das Gebäude soll nicht nur lange schön sein – es soll auch repräsentativ bleiben.

„Wir waren es gar nicht gewohnt, so viel Platz zu haben“, sagt Katharina Buck. Sie hat lange in der alten Schule trainiert. Der Geruch, die Töne, die Aura der alten Schule und der alten und neuen Stars, die sie hervorgebracht hat, haben auch ihren Alltag geprägt. Jetzt ist Katharina 17 und im vorletzten Ausbildungsjahr. Mit fünf fing sie an zu tanzen, mit sieben kam sie an die Cranko-Schule. „Da war schon klar, dass Tanz mein Beruf ist“, sagt sie. Sie hat es durchgezogen, immer unterstützt von den Eltern. Wie so viele Cranko-Kinder aus Stuttgart und Umgebung hat sie das Stuttgarter Ballett oft auf der Bühne gesehen.

Mittlerweile hat sie sich dazu entschlossen, das Gymnasium zu verlassen und sich ganz auf die tänzerische Ausbildung zu konzentrieren. Katia Battaglia, ein Jahr älter und im letzten Jahr der Ausbildung, hat diese Entscheidung früher getroffen: Sie ist mit knapp 15 in ihrer Heimat Italien von Matacz eingeladen worden, eine Woche lang Probeunterricht in Stuttgart zu nehmen. Solche Gastaufenthalte sind heute der gängige Weg, Talente auszusuchen. Das klassische Vortanzen gibt es für die Älteren gar nicht mehr. Sie bewerben sich mit Videos oder werden gesehen und zu Probetrainings eingeladen. Nur die Allerjüngsten tanzen noch vor, in der Ballettschule, die auch Katharina und Carlos durchlaufen haben.

Wenn sie jünger als 13 oder 14 Jahre sind, habe es keinen Sinn, Kinder ins Internat aufzunehmen, das

Heimweh sei da noch ein so großes Thema, sagt Matacz. Und es gibt mehr Quereinsteiger, die erst spät, vor der Berufsausbildung, an die Schule kommen. Je nachdem, wie viele der eigenen „Babys“ durchhalten und groß werden, gibt es Plätze für die Neuzugänge von außen, wie Katia Battaglia. 28 Nationen sind zur Zeit in der Cranko-Schule versammelt. Sie vermisse ihre Familie natürlich, erst recht nach dem Coronajahr, in dem sie lange zu Hause in Italien war und nur online trainieren konnte, sagt Katia. „Aber ich bin es gewohnt.“ Jetzt genießt sie das Einzelzimmer im neuen Internat im zehnten Stock, das ihr Corona beschert hat. Eigentlich sind dort Doppelzimmer eingerichtet, ganz in Weiß, platzsparend und klassisch modern möbliert, mit hübschen Gemeinschaftsräumen samt Küche. Wegen Corona gibt es mehr Platz. Auf die Maximalbelegung muss das Internat nun verzichten.

MIT BLICK AUF DIE STADT

Im Sommer durften die ersten Jugendlichen auf der neuen Probephase ihre Prüfungen ablegen, Vorstellungen kann es für bis zu 192 Personen geben. Räume für Unterricht und Physiotherapie, ein Fitnessstudio samt Kletterwand, die der Direktor besonders toll findet, weil sie die Tiefenmuskulatur trainiert, eine Mensa mit offener Küche und Terrasse, alles schlicht elegant: So schön wird nirgendwo sonst getanzt, so geschützt durch einen Glas- und Betonkoker, mit Gratisblick auf Stuttgart.

Im Saal Marcia Haydée trainieren in blauen Trikots an diesem Morgen die Mädchen, die eigentlich in diesem Jahr ihren Abschluss gemacht hätten. Weil der Lockdown ihnen monatelang das Training erschwert hat, haben sich 14 entschieden, das Jahr zu wiederholen. Schließlich muss man sich vorbereiten auf ein Berufsfeld, das harte Konkurrenz, Disziplin, Hingabe und körperliche Hochleistung bedeutet – und eine Umorientierung in der Karriere, wenn andere erst richtig ankommen. „Mein Job ist es nicht, arbeitslose Tänzer auszubilden“, sagt Matacz nüchtern. Bei den Schülern erkennt er „die Portion Demut, ohne die Höchstleistung nicht möglich ist“. Alle sind hochbegabte Individuen, deren Seele mit den technischen Standards Schritt halten muss, die heute viel höher sind als früher.

Weshalb es in dieser kleinen Kaderschmiede eben auch darum geht, Lernzyklen zu wiederholen, Gastengagements im Stuttgarter Ballett einzubauen. Oder, wie im Fall von Carlos, zu ermöglichen, dass er das Abitur, samt Musik-Leistungskurs und notfalls Klavierübungen an den Flügeln im Ballettsaal, ebenso gut meistert wie seine Tanzausbildung. Anders als andere Ausbildungsstätten kann Matacz seinen Schülern kein Abendgymnasium oder eine maßgeschneiderte Beschulung anbieten. Wer hier beides will, Abitur und Berufstanz, muss die normale Schule besuchen.

Aber wer sich für diese Doppelbelastung entscheide, sagt der Direktor zufrieden, liege mit den Leistungen meist „ganz vorn“. Carlos' frühere Kameraden trainieren als angehende Profis vom frühen Vormittag an, da besucht er ein ganz normales Gymnasium. In einem Loop, das zweite Jahr in Wiederholung, trainiert er nachmittags mit den Ältesten der Oberstufe aus der Ballettschule, die deutlich jünger sind als er. Das birgt auch Frust. Carlos überwindet ihn durch das Wissen, dass im Frühjahr, wenn er das Abitur hat, seine Kreativität regelrecht explodieren kann. Die Lust auf Tanzen jedenfalls ist durch den neuen Ort größer als je zuvor. Und für zusätzliches Training sorgt eine Hausregel: Aufzüge dürfen nur Erwachsene benutzen. ◀

TIMELESS STYLE



Serie 7™ Stuhl: Design Arne Jacobsen
PK71™ Tisch: Design Paul Kjærholm
KAISER idell™ Stehleuchte: Design Christian Dell

SERIE 7™ STUHL

Vor 66 Jahren wurde der Serie 7™ Stuhl von Arne Jacobsen entworfen und ist seit Anbeginn Bestandteil der Kollektion von Fritz Hansen. Aufwendig gepolstert und komplett mit edlem Leder bezogen, ist er eine besonders komfortable Ausführung der Designikone.

Mehr unter fritzhanzen.com

FRITZ HANSEN



VON MASKEN UND MENSCHEN

Von Christine Brinck, Fotos Stefan Moses

Nur gut bedeckt kann man aus der Deckung kommen: Masken verbergen das Gesicht und können ungeahnte Facetten der Persönlichkeit hervorzaubern. Die Porträts von Stefan Moses zeigen es.

Milliarden Masken sind seit Ausbruch der Pandemie unter den Völkern der Welt verteilt worden. Wir tragen sie in der U-Bahn, im Supermarkt, im Theater, im Konzert. Zunächst waren sie knapp, dann selbstgemacht, dann standardisiert und teuer, bis sie schließlich für kleines Geld zu haben waren. Manche Menschen geraten wegen fünf Gramm Fetzen plus Gummiband in Rage. Chirurgen und OP-Personal tragen sie tagaus, tagein. Halb Asien trägt seit einem halben Jahrhundert Maske. Viele Asiaten sind pandemische Ausbrüche gewohnt, sie haben mehr Respekt vor den unberechenbaren Viren.

Masken sind so alt wie die Welt. In allen Kulturen sind sie zu finden, als anthropologische Konstante. Aus Stein, Pflanzen, Stoff, Federn, Leder, Holz oder Papyrus, sehr selten aus Gold wie die Masken Tutanchamuns oder Agamemnonns. Sie waren Kultgegenstände in rituellen Handlungen und sollten die Verbindung zu den Göttern herstellen.

Die Maske ist das zweite Gesicht mit magischer Kraft. Schamanen trugen Tiermasken, wie Höhlenmalereien zeigen. Die magische Kraft der Maske machte sich auch das antike Theater zunutze; die lachende und weinende Maske symbolisiert bis heute das Theater. In der Commedia dell'arte erlaubten Halbmasken Arlecchino und Colombina wenigstens ein halbes Mienenspiel.

Wir kennen Fastnachts- und Karnevalsmasken, Totenmasken, Atemmasken. Die chinesische Oper und das Kabuki-Theater sind ohne Maskierung nicht denkbar. Nicht zu vergessen: die Maske Zorros und des Phantoms der Oper. Literatur und Film: Alexandre Dumas schrieb „Der Mann mit der eisernen Maske“. In ihrem jüngsten Film, „Das Duell“, sind Ben Affleck und Matt Damon ritterlich maskiert. Verdi schrieb die Oper „Ein Maskenball“ und Siegfried Lenz eine Geschichtensammlung, „Die Maske“. Die Skimaske wird von Terroristen und Banditen bevorzugt – ihre Jäger, ob KSK oder Special Forces, tragen sie freilich auch.

Verdecken, verstecken, verschleiern – das ist die universelle Funktion der Maske. Und viel mehr. Die Maske erlaubt Rollenspiel und Identitätswechsel. Sie verhüllt, schützt oder erschreckt. Sie kann alles. Mit der Maske kann man ein Anderer sein, in ein anderes Ich schlüpfen, siehe Fasching und Karneval. Am deutlichsten war das im römischen Theater mit seinen Ganzkopfmasken. Identität ist austauschbar. Sogar die Stimmen haben diese riesigen „Hohlköpfe“ verfremdet.

Zurück in unsere Zeit, in die Psychologie der Vermummung. Wehren sich Menschen gegen die Maskenpflicht, weil sie ein Gleichmacher ist? Viel Auswahl gibt es nicht. Entweder FFP2- oder Chirurgenmaske. Schwarz, weiß oder türkis? Zur Wahl gesellt sich die Qual, das Unheimliche. Maske steht für Krankenhaus, Operation oder Isolierstation. Inzwischen geht es auch heiterer zu; die Leute wollen sich modisch aufwandeln. Bajuwaren-Chef Markus Söder trägt die weißblaue Rauten der Bayern vorm Gesicht, EU-Minister zeigen sich mit euroblauen Masken und Sternenkranz. Andere tragen Blümchen.

Dennoch: Mehr denn je kommt es nun auf die freibleibende Augenpartie an, sowieso das

Interessanteste an einem Gesicht. Manche arabische Frauen haben schon immer begriffen, was man mit unverschleierte Augen alles anstellen kann. Augen spielen, derweil die Falten in der Unterpartie sich zu verstecken haben.

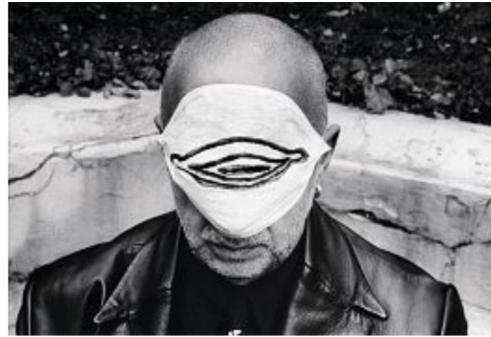
Doch es geht nicht nur um Schönheit. Mund und Nase zu bedecken ist praktisch und gesundheitsförderlich, wenn das Vis-à-vis erkältet ist. Und die Halbmaske schützt das Gegenüber, wenn man selber hustet oder niest. Masken sind der billigste Schutz im Seuchenfall. Das wussten unsere Vorfahren schon vor der Erfindung des Elektronenmikroskops und der FFP2-Maske, wie Zeugnisse von Pestverhüllungen zeigen und später die Fotos aus der Zeit der Spanischen Grippe nach dem Ersten Weltkrieg.

Die Maske, die jetzt so achlos auf Straßen und Plätzen herumliegt, ist gerade mal 110 Jahre alt. Ein chinesischer Arzt, Dr. Wu Lien-teh, erfand sie während der mongolisch-mandschurischen Lungenpest. Google setzte ihm am 10. März 2021 ein kleines Google-Doodle-Denkmal zu seinem 142. Geburtstag auf der Browser-Seite. Die Maske von Dr. Wu sah fast so aus wie die heutige OP-Maske und half sehr schnell, die Pandemie einzudämmen. Nicht so gut wie ein Impfstoff, aber effektiv genug, um eine Menge Viren von den Atemwegen fernzuhalten.

Die Masken, die manche Menschen in unseren Tagen so erregen, dass sie zum Messer oder Revolver greifen, sind weder Zierrat noch Magie. Man nimmt sie hin und hofft auf Schutz. Das unterscheidet sie himmelweit von den Masken, die wir in Venedig oder Köln, im Karneval oder auf Kostümfesten aufsetzen. Als Teufel, Vampir, Superman oder Rokoko-Dame maskiert, wollen wir die anderen erheitern oder erschrecken, auf jeden Fall ihr Interesse wecken.

Mein Ich ist nicht mehr mein gewöhnliches Ich. Ich zeige meine wahre Identität nicht und

Die Maske macht's: Fünf Minuten Zeit gab der Fotograf Stefan Moses den Porträtierten, sich zu maskieren. Die Ergebnisse zeigten ganz unterschiedliche Gesichter – hier Meret Oppenheim (1), Otto Dix (2), Loriot (3), Victor Vasarely (4), Jörg Immendorff (5) und Tomi Ungerer (6)



// Machen wir etwas aus unseren FFP2-Masken. Wenn wir diese Dinger schon tragen müssen, sollten wir mit ihnen zaubern, blödeln, erschrecken oder erfreuen. //

werde zum Spieler. So wäre ich gern, so probiere ich, was ich im Alltagsleben nicht sein kann oder darf. Der gute Dr. Jekyll wird zum bösen Mr. Hyde, der aber im Ballsaal nichts anrichten kann. Der Kitzel bleibt ungefährlich, das Gewagte kommt ohne Risiko daher. Das Spiel mit dem Verbotenen bleibt harmlos. Weil wir gut bedeckt sind, können wir aus der Deckung gehen.

Wir sind aber auch im normalen Leben diverse Personen, je nach Laune oder Stimmung. Deshalb nannten die alten Römer Masken „Personae“. Für Nietzsche besteht der Mensch aus mehreren „verschiedenen Personae“.

Der Schriftsteller Oscar Wilde ging da noch einen Schritt weiter. „Der Mensch“, so der Zyniker, „ist am wenigsten er selbst, wenn er für sich selbst spricht. Gib ihm eine Maske, und er wird dir die Wahrheit sagen.“ Ähnlich muss auch der große deutsche Fotograf Stefan Moses gedacht haben. Über 40 Jahre hinweg hat er Künstler mit Masken fotografiert.

Erst wenn er ihr Vertrauen beim normalen Fotografieren gewonnen hatte, bat er sie, sich zu maskieren. Fünf Minuten Zeit gab er ihnen. Otto Dix etwa griff zur nächsten großen Schere und hielt sich die Fingerlöcher vor die Augen, fertig war seine Maske. Hannah Höch hielt sich eine Lupe vor ihr rechtes Auge, das sah gruselig genug aus. Saul Steinberg, der geniale Cartoonist des New Yorker, der Mann, der mit Stilen, Materialien und Farben spielte, nahm kurzerhand einen Pappsteller, malte ein halbraures Gesicht darauf, bohrte ein Loch in die Mitte und stülpte sich das Ding über die Nase. Oder er schob grinsend den Finger durch das Loch.

Günther Uecker, Künstler der Nagelbilder, hüllte sein Gesicht in einen Schal aus Nägeln. Meret Oppenheim, ohnehin ein Fan von Masken, schaffte es in den vorgeschriebenen fünf Minuten, den Fotografen mit Gaze und Teesieb

als Kormoran zu überraschen. Loriot kasperte mit seinem Knollennasenmann vor dem Gesicht, und Jörg Immendorff zog sich einen Mundschutz, der FFP2-Maske nicht unähnlich, übers Gesicht und bemalte ihn mit einem Zyklopenauge. Peggy Guggenheim setzte in ihrer Gondel einfach eine absurde Sonnenbrille auf.

Eine Maske schmückt ihren Träger oder erschreckt ihr Gegenüber, sie kann das Gesicht verbergen oder ungeahnte Facetten der Persönlichkeit hervorzaubern. Die Maske kann den Menschen auch verschwinden lassen, für einen Augenblick. Der Maler Hans Hartung verschwand für den flüchtigen Moment vor Moses' Kamera hinter einem Bruchstück dunkler Baumrinde mit zwei unterschiedlichen Löchern darin. War er nun Baum oder immer noch Hartung? Ein Rätsel, eine Charade?

Kinder halten sich die Augen zu und fragen: Wo bin ich? Wo sind wir Erwachsenen mit der Maske? Und wer?

„Jetzt zeigt ihr euer wahres Gesicht, bis jetzt war's nur die Larve“, lässt Friedrich Schiller Elisabeth die rasende Maria Stuart verhöhnen. Was ist das wahre Gesicht, was Larve? Moses selber hat sich, wie die meisten Fotografen, fast nie fotografieren lassen, meist sieht man ihn mit Kamera. Die war seine Maske. Vielleicht auch noch sein Kater Momo, in dessen Fell er gern sein Gesicht vor der Kamera anderer Fotografen vergrub. Er hätte heute gewiss Maske getragen, vielleicht ein Katergesicht darauf gemalt.

„Niemand möchte erkannt werden, wie er wirklich ist“, resümierte Stefan Moses. Das war sein Leitspruch. Wohlan denn, machen wir etwas aus unseren FFP2-Masken. Wenn wir diese Dinger schon tragen müssen, sollten wir mit ihnen zaubern, blödeln, erschrecken oder erfreuen. Was dahinter steckt, wissen wir selber auch nicht. ▶



www.loui.rocks • Instagram • Facebook • Loui.rocks

Loui.rocks

celebrating your PERSONALITY

The **NEW CONTEMPORARY**
FASHION STORE and **ONLINE-SHOP**
for women & men

WHERE LOCATED

Store: Bredeneyer Str. 114
45133 Essen
+ 49 178 2760687
T +49 201 84323722
essen@loui.rocks



„Eine Frau, die ausgesehen hätte wie Harald Schmidt in weiblich, die wäre früher nicht ins Fernsehen gekommen. Ich spreche da immer von der Erotikhürde.“ Maren Kroymann äußert sich im Interview in Berlin über witzige Männer und Frauen.

„ICH WAR DER ZEIT VORAUSS“

Maren Kroymann ist 72 Jahre alt und so erfolgreich wie nie. Im Interview spricht sie über Humor als Machtfrage, ihre langjährige Schauspiel- und Kabarettkarriere und MeToo in der deutschen Comedy-Branche.

Interview Johanna Dürrholz
Fotos Andreas Pein

Frau Kroymann, Sie haben beim Deutschen Comedypreis 2021 die Vorwürfe gegen Luke Mockridge angesprochen. Mehrere Frauen haben ihm in einem Spiegel-Artikel übergriffiges Verhalten vorgeworfen, seine ehemalige Freundin Ines Anioli warf ihm Vergewaltigung in der Beziehung vor. Er bestreitet jegliche Vorwürfe. Sie haben gesagt, dass Sie sich wünschen, dass man Frauen zuhört und ihnen glaubt. Was haben Sie damit gemeint? Gerade bei diesen Fällen von Übergriffen, bei Missbrauch in verschiedenen Abstufungen, sind die Frauen, die etwas sagen, auf dem Prüfstand. Nach dem Motto: Lügt die? Es wird sofort daran gedacht, dass der Mann vielleicht zu Unrecht beschuldigt wird. Man redet über den Mann, um den es geht – weil das meistens Prominente sind. Und man redet nicht über die Frauen. Offenbar denken viele bei dieser Art von Vergehen, dass Falschbeschuldigungen sehr oft vorkommen. Dabei gibt es doch Untersuchungen, die zeigen: Das passiert da genauso häufig oder selten wie in anderen Fällen.

Die Reaktionen im Saal auf Ihre Preisrede jedenfalls schienen recht verhalten, schon, als Hazel Brugger Sie ankündigte. Ja, dabei war Hazels Rede saukomisch! Ich habe mich wie Bolle amüsiert. Sie deutete den MeToo-Bezug schon an – und die Atmosphäre gefror.

Und als Sie dann direkt auf Ihren Kollegen zu sprechen kamen? Da war Totenstille. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Es war den ganzen Abend nicht so still in diesem Saal. Eine Stimmung von: Das sagt sie jetzt nicht wirklich, das sagt sie jetzt nicht wirklich!

Es gab ein Störgeräusch während Ihrer Rede. Comedian Oliver Pocher warf seine Flasche um. Pocher hatte vorher dem beschuldigten Mockridge seine Solidarität bekundet. Man glaubt da nicht an einen Zufall. Am Abend saßen viele seiner Freunde und seiner Kolleginnen und Kollegen im Publikum. Es hätte einiges dafür gesprochen, das Thema tunlichst zu vermeiden...

Haben Sie das Gefühl, es gibt in der Comedy- und Unterhaltungsbranche noch immer junge Frauen, die sich zu bestimmten Themen nicht äußern, um nicht als schwierig zu gelten? Ich glaube, das ist eigentlich der Normalfall. Dass sie denken: Ich muss mich in der Branche so positionieren, dass sie mich engagieren. „Wer ficken will, muss freundlich sein“: Das hing in einem Produktionsbüro, in dem ich gearbeitet habe. Wenn Männer etwa blöde Witze machen, lachen die Frauen mit und spielen mit – sie wollen nicht als humorlos gelten.

Einigen Frauen beim Comedypreis standen bei Ihrer Rede Tränen in den Augen. Ja, die haben es begriffen. Die wussten, ich rede auch von ihnen. Und für sie. Das war toll, das zu merken. Es war ein ernster Moment. Aber ich habe auch gemerkt, dass manche, die mir gratuliert haben, aufgepasst haben, dass sie nicht von Sat1-Mitarbeitern dabei gesehen werden. Das war schon spürbar: Sie wollten etwas sagen, aber das soll am besten keiner sehen. Das ist ein großer Arbeitgeber, viele arbeiten doch bei ProSieben/Sat1. Es ist besser, man hält sich die nicht als Feinde. Die Frauen, die Vorwürfe gegen Dieter Wedel erhoben haben, arbeiten alle nicht mehr in der Branche. Und das sagt doch etwas aus. Wir müssen ein Klima schaffen, dass das möglich ist. Dafür gibt es inzwischen die Meldestelle Themis, aber sich an sie zu wenden ist offenbar auch immer noch ein Schritt.

Sie selbst sind als junge Frau in die Kabarettbranche gekommen. Wie ist es Ihnen dort ergangen? Ich hatte einen Auftritt in der Batschkapp in Frankfurt, ein linker Laden, dort wurde ich mit Tomaten beworfen. Man verstand nicht, was ich da wollte: blond, auf Stöckelschuhen, mit Popmusik – dass auch diese Form ein politisches Programm sein konnte. Zu dem Zeitpunkt kannte ich eigentlich nur Frauenrollen, die von Männern geschrieben wurden. Also ganz tolle und komische Frauen wie Evelyn Hamann. Aber ich kannte damals noch keine, die ihre Texte selbst geschrieben hätte. Wer das machte, kriegte Gegenwind. Eine Frau, die sagte, ich melde mich zu Wort und erzähle meine Sicht der Dinge – das war neu und erntete viel mehr Widerspruch und Aggressionen.

Man wollte keinen weiblichen Blick auf die Welt? Ich zitiere immer gerne den Satz aus einer großen Tageszeitung über Anke Engelkes viel verrissene Late-Night-Show, sie übernahm ja damals für Harald Schmidt: „Wollen wir uns wirklich nach 23 Uhr die Welt von einer Frau erklären lassen?“ Darüber habe ich mich auch mal mit Dieter Nuhr gestritten.

Sie haben sich mit Dieter Nuhr gestritten? Ja, das war eine ARD-Veranstaltung für die Presse, die war nicht öffentlich. Dieter Nuhr, Carolin Kebekus und ich waren für die Unterhaltung zuständig. Da wurden auch die Quizmoderatoren vorgestellt, Barbara Schöneberger moderierte. Und unter den Quizmoderatoren gab es eben fast nur Männer. Und alle meinten: „Das ist ja seltsam!“ Und dann waren wir dran, und ich sagte zu Barbara: „Das ist gar nicht seltsam, das lässt sich gut erklären: Deutschland ist ein besserwisserisches Land, und der Oberbesserwisser muss einfach ein Mann sein. So einfach ist das.“ Und dann habe ich wieder den Satz über Anke Engelke aus dieser Zeitung zitiert. Dieter Nuhr grätschte dazwischen und meinte: „Die Sendung war einfach schlecht. Das ist vielleicht eine Frage der Formulierung. Aber die Sendung war schlecht, und das muss man sagen dürfen.“ Dann wollte ich gerade ansetzen zu meiner Replik, aber Barbara Schöneberger unterbrach uns: „Wir müssten weitermachen, keine Zeit!“

Was wäre Ihre Replik gewesen? Eine Frage der Formulierung war das nicht, das war eine Frage des Denkens, das dahintersteht. Es ist ein Unterschied, ob ich sage: Die Sendung ist nicht geglückt. Oder ob ich sage: Ich möchte generell in dieser Art Sendung keine Frau sehen.

Sie selbst hatten es jedenfalls ins Fernsehen geschafft. Sie spielten in „Oh Gott, Herr Pfarrer“ die erste feministische Serien-Mutter der Nation und später in „Vera Wesskamp“ eine alleinerziehende Mutter. Auch zu „Scheibenuischer“ wurden Sie eingeladen. Durften Sie da selbst schreiben? Zunächst wurde mir gesagt: Wir haben unsere Leute, die schreiben. Du singst dein Lied, gehst zweimal über die Bühne und wackelst mit dem Arsch. Der Mann, der das gesagt hat, war sehr hemdsärmelig und eigentlich korrekt. Der hat einfach gesagt, was war. Aber Dieter Hildebrandt hat im Laufe der Jahre wirklich dazugelernt, und ich durfte dann auch meine eigenen Texte schreiben. Das Problem war zuvor immer gewesen, dass Frauen nicht intellektuell sein sollten.

Sondern? Es ging bei Frauen immer darum zu gefallen, sexy zu sein. Von allen Dingen, die ich bin – feministisch, lesbisch, tendenziell intellektuell –, ist der Intellekt das Schlimmste. Aber wir Frauen sind nicht mehr zu übersehen als intellektuelle Kraft. Eine Frau, die ausgesehen hätte wie Harald Schmidt in weiblich, die wäre früher nicht ins Fernsehen gekommen. Ich spreche da immer von der Erotikhürde. Wenn du die nicht überwinden kannst, bist du nicht vorhanden. Und das ist das

Tolle am Internet! Das ist wirklich eine Riesenerleichterung, dass es da keine Unterhaltungschefs und Castingdirektoren gibt.

Noch mal zurück zu Ihrer Karriere: Sie haben 1993 als erste Frau im öffentlich-rechtlichen Fernsehen eine eigene Satire-Sendung bekommen, „Nachtschwester Kroymann“. Kurz vor der Ausstrahlung hatten Sie Ihr Coming-out. Ja, ich outete mich am ersten Drehtag von „Nachtschwester Kroymann“. Das war eine Bilderstrecke im Stern, in Anlehnung an Prominente, die zehn Jahre zuvor die Reihe „Ich bin schwul“ gemacht hatten – die hatten sich ja wiederum auf die Reihe „Ich habe abgetrieben“ bezogen. Na ja, jedenfalls hieß es bei uns dann „Ich bin lesbisch“. Die Gruppe der Frauen, die sich outen wollten, schmolz allerdings dahin. Ich blieb als einzige Prominente übrig, mit meiner damaligen Freundin.

Und Sie haben es trotzdem gemacht. Ich fand es richtig, das zu machen, und wollte es. Es ist wichtig, sich nicht zu verstecken. Das war auch mein Anspruch. Ich kämpfe natürlich für die Akzeptanz dieser Minderheit, der ich plötzlich, nach 20 Jahren als heterosexuell lebende Frau, dann auch angehörte.

Wie waren die Reaktionen auf Ihr Coming-out? Es gab viele Reaktionen, die ganze LGBTQI-Szene hat es positiv wahrgenommen. Aber viele andere haben es nicht verstanden. Viele Meinungsmacher, Medienmenschen, Kritiker waren negativ eingestellt, die sagten: Wen interessiert das? Wen interessiert die Sexualität einer Frau Kroymann? Das waren teils auch hässliche Reaktionen, in einer hieß es: „Ein Gentleman genießt und schweigt.“ Viele haben nicht verstanden, warum das sein muss. Das passiert mir aber heute auch noch! Es hat sich zwar vieles verändert, gerade die gesetzliche Lage zur Ehe für alle. Meiner Beobachtung nach gibt es aber nach wie vor viele Vorurteile gegenüber Lesben, die binnen einer Generation nicht verschwinden. Das sind Zustände, die parallel existieren in einer Gesellschaft: Fortschritt, Akzeptanz, Solidarität auf der einen Seite, und auf der anderen Seite: „Hoffentlich ist mein Kind nicht schwul!“

Wenn es um Homosexualität geht, geht es oft eher um Schwule als um Lesben. Das stimmt, das hängt auch damit zusammen, dass der Paragraph 175 nur auf Männer angewendet wurde. Frauen waren wurscht, weibliche Sexualität war es nicht wert, bestraft zu werden. Bei weiblicher Sexualität stand über Jahrhunderte die Fruchtbarkeit im Vordergrund. Die Lesben waren es immer gewohnt, nicht sichtbar zu sein. Die Männer wussten: Sie werden bestraft. Die Frauen wussten: Ich muss mich drumherum mogeln und am besten gar nicht sagen, dass ich es bin. Dieses Erbe aus der Nazizeit hat sich bei Lesben sehr lange gehalten. Sogar in meiner Generation ist diese Zurückhaltung noch spürbar, bei manchen bis heute. Bei Schauspielerinnen und natürlich auch bei schwulen Schauspielern gibt es außerdem die ganz konkrete Angst, nicht besetzt zu werden.

Wie war das bei Ihnen nach dem Coming-out? Ich habe nie von Hartz IV gelebt oder wurde gar nicht mehr besetzt. Aber ich habe bestimmte Rollen eben nicht mehr gekriegt. Das ging über eine lange Zeit. Dass ich mal der heterosexuelle *love interest* gewesen wäre – nee! Ich habe Comedy gemacht, in „Mein Leben und ich“ war ich die Mutter, auch heterosexuell, aber mein Schauspielpartner und ich haben ein Ehepaar ja eher parodiert. Dass ich aber in einer romantischen Komödie ein wirkliches Begehren gespielt hätte – das gab es erst 2016 wieder. 20 Jahre lang hatte ich diese Rollen nicht, bis auf eine Ausnahme beim HR. Ansonsten war ich nach meinem



Maren Kroymann hat viel späte Ehre erfahren: Während sie für ihr Programm „Auf Du und Du“ mit dem Stückel-schul“ einst mit Tomaten beworfen worden war, gewann sie 2018 und 2019 den Grimme-Preis, 2019 und 2020 den Deutschen Fernsehpreis.

Coming-out in der ARD kaum noch vorhanden. Ich sollte vor meinem Coming-out sogar mal Tatort-Kommissarin werden.

Sie hatten mit „Nachtschwester Kroymann“, das ja nach Ihrem Coming-out lief, stets sehr gute Einschaltquoten. Trotzdem wurde Ihre Sendung 1997 abgesetzt, nach fünf Jahren. Ja, mein Redakteur sagte mir damals: Berechnet auf den ganzen Zeitraum hatte ich um die 1,5 Millionen Zuschauer – Harald Schmidt nur 750.000. Der hat natürlich viel häufiger gesendet, das muss man dazu sagen. An den Einschaltquoten jedenfalls lag es nicht, dass ich abgesetzt wurde. Das hieß damals „Programmstrukturreform“.

Sie haben mal gesagt: „Den einen war ich zu feministisch, den anderen nicht feministisch genug.“ Das war so: Viele Vorgesetzte fanden mein Programm zu böse, das war anarchischer und politisch inkorrekt. Manche Sachen würde ich heute vielleicht auch nicht mehr machen. Vielen ging das zu weit. Von bestimmten feministischen Freundinnen bekam ich die Rückmeldung: Das kann man so nicht machen. Denn ich habe mich auch viel über Frauen lustig gemacht, das fanden sie unsolidarisch.

Sie haben zum Beispiel Verona Pooth, damals noch Feldbusch, parodiert.

Ja, ich habe Frauen immer als Gegenstand meiner Satire gesehen. All das, was ich bin – lesbisch, feministisch, tendenziell links-grün – will ich ebenfalls durch den Kakao ziehen, das finde ich elegant und wichtig. Ich will auch bewirken, dass diese Bubbles aufgelöst werden. Jeder lebt heute in seiner Blase und sagt: Ich hab’ Recht, und die anderen sind doof. Das sieht man auch in der Comedy-Szene gut. Das finde ich etwas eng im Denken. Wenn ich als Humorform vorgebe, dass man sich selbst mit verarscht, öffnet das hoffentlich den Diskurs. Es birgt natürlich die Gefahr, dass ich zum Beispiel von Rechts missverstanden werde: Die macht sich ja auch über die Grünen lustig! Aber das müssen wir aushalten können. Ich mache im Gesamtkontext meiner Arbeit – und übrigens auch in Interviews wie diesem – ganz klar, wo ich stehe.

Eine politische Haltung in der Satire war eine Zeitlang in Deutschland geradezu verpönt.



Ja, in den Nullerjahren, gerade in der Zeit von Harald Schmidt und der „Wochenshow“, galt es als unprofessionell, wenn man gesagt hat, was man politisch denkt. Man war stets politisch inkorrekt – und auch immer ganz cool, grenzte sich überall ab. Ich finde, mit dem Erstarken der Rechten haben wir inzwischen eine andere Situation. Und ich finde es richtig zu sagen, wo ich als Person stehe.

Eine Riesendiskussion – politische Korrektheit und Humor passen nach Ansicht vieler Menschen nicht zusammen.

Ich finde ja: Das geht! Ich mach’ es einfach. Das ist doch eine edle Aufgabe: schwierige Themen humorvoll anzugehen. Es stimmt schon, dass das politisch inkorrekte oft ins Konservative lappt. Das hat man bei Harald Schmidt ja schön gesehen: Der hat Polenwitze gemacht, Schwulenwitze, frauenfeindliche Witze. Das war ekelhaft. Ich erinnere an die Situation mit Bettina Böttinger, die er mit einer Klobrille verglichen hat: Er meinte, beide fasse kein Mann an. Böttinger war noch nicht geoutet – das war ekelhaft. Es gab keinen Aufschrei, nichts. Bettina war total mutig, ist in die nächste Sendung gegangen und hat gesagt: „Herr Schmidt, Sie haben eine Grenze überschritten.“ Eine Freundin und ich waren die Einzigen im Publikum, die für Bettina waren und geklatscht haben. Ich fand sie so mutig! Sie ist in die Sendung gegangen und hat ihm den Spaß verdorben!

Sie haben nun viel späte Ehrung erfahren. Sie haben Grimme-Preise gewonnen, den Deutschen Fernsehpreis, den Bayerischen Fernsehpreis und eben den Ehrenpreis des Deutschen Comedypreises. Ja, ist das nicht wunderbar?

Und Sie haben wieder Ihre eigene Satire-Show, „Kroymann“, im Ersten.

Ja, ich habe bei Radio Bremen angefragt, ob man nicht „Nachtschwester Kroymann“ mal als DVD herausbringen könnte, und die Sendung dazu vielleicht mal im Dritten Programm wiederholen. Daraufhin meinte die Radio-Bremen-Redakteurin zu mir: Wie wär’s denn mal mit 30 Minuten im Ersten, so eine Art „Nachtschwester Kroymann Revisited“?

Passen Sie mit Ihrem feministischen Anspruch – und als lesbische Frau über 70 – vielleicht eher in die heutige Zeit?



Maren Kroymann

Sie ist SchauspielerIn, Kabarettistin, Komikerin. 1993 hatte sie als erste Frau im öffentlich-rechtlichen Fernsehen eine eigene Satire-Sendung, die vier Jahre lang lief. 2021 wurde sie mit dem Ehrenpreis des Deutschen Comedypreises für ihr Lebenswerk ausgezeichnet. Noch bis Ende Dezember ist sie in ihrer Satire-Show „Kroymann“ in der ARD-Mediathek zu sehen sowie am 13. Dezember im ZDF in der Weihnachtskomödie „Mona & Marie“.

Ich war der Zeit wohl ein wenig voraus. Inzwischen ist die Geschichte weitergeschrieben worden, und vor allem in den letzten fünf Jahren hat es einen lebhaften feministischen Diskurs gegeben: Es geht um Equal Pay, um die Quote, um MeToo. Das hat dazu geführt, dass man anders geguckt hat, eben auch auf meine frühere Arbeit: Da gab es ja schon einen Sketch zu sexueller Belästigung am Arbeitsplatz! Wir hatten sogar über Vergewaltigung in der Ehe einen Sketch. Wir Frauen haben uns auch als Satire-Thema emanzipiert – von einem Randthema zu einem politischen Thema. Wir sind jetzt in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Das kommt mir zugute. Ich war ja vorher in der Schublade verschwunden. Heute wird überall bemängelt, dass es nicht genug ältere Frauen im Fernsehen gibt. Da kam ich dann gut rein.

Sie haben sich schon in einer Talkshow mit Jürgen von der Lippe über gendersensible Sprache gestritten, Sie machen Sketche darüber, dass Personaler diverser einstellen müssen. Wie kommt es, dass Sie so woke sind, während viele andere Comedians und Entertainer in Ihrem Alter das nicht mehr mitmachen wollen? Thomas Gottschalk hat gerade erst verkündet, er sei für gewisse Dinge – es ging ums Gendern – zu alt. Eigentlich ist das ja gut: Wir stellen den Stand der Diskussion dar. Ich bin ja nicht nur lesbisch oder nur feministisch. In der Comedy-Branche ergibt es oft einen Sinn, dass man von den Inhalten her klar zuzuordnen ist. Wir sind zum Beispiel dankbar, dass es eine Tahnee gibt, die eine Identifikationsfigur für junge Lesben ist. Bei mir ist es eben so, dass ich nie nur eine Sache war. Ich wusste, meine Stärke ist, dass ich eine Minderheitenposition an die Mehrheit vermitteln kann, das ist auch mein Anspruch. Ich bin breit aufgestellt, habe auch andere Themen als die der eigenen Minderheit. Und darum kann

man mich auch nicht so leicht fertigmachen. In meine Shows kommen Lesben, aber auch heterosexuelle Ehepaare, das finde ich gut. Das hat sicher auch mit meiner Familie zu tun.

Sie sind mit vier älteren Brüdern in Tübingen aufgewachsen. Ihr Vater war Professor für Alphilologie, Ihre Mutter promovierte Romanistin. Genau, und in meiner Familie sind, bis auf Rechtsradikalismus, alle politischen Haltungen vertreten. Ich habe gelernt, inmitten von Andersdenkenden eine Zugehörigkeit zu finden. Das sind meine Brüder, die liebe ich, die lehne ich ja nicht ab. Ich habe früh gelernt, auf verschiedenen Ebenen zu operieren: In meinem Elternhaus sprach man Hochdeutsch, doch in der Schule sprach man Schwäbisch. Es gibt verschiedene Codes, die ich beherrsche. Das hilft mir auch als Kabarettistin. Ich kann 20.15 Uhr, ich kann aber auch 23.25 Uhr. Was feministische Frauen lange nicht begriffen haben, ist: Witzig sein ist eine Machtfrage – es ist eine sehr mächtige Position zu bestimmen, worüber gelacht wird.

Inwiefern?

Die Satirikerin hat die Funktion der Intellektuellen. Sie erklärt der Gesellschaft Dinge. Das Privileg hatten Frauen lange nicht. Ich finde die Entwicklung einer Position, die das alles beurteilt und gegebenenfalls auch mal ’nen Witz darüber macht, wichtig. Und das würde ich auch immer verteidigen, wenn es heißt: Darf man sich darüber lustig machen? Witze machen dürfen – dem würde ich den Vorrang geben. Einfach weil es wichtig ist, dass es Frauen gibt, die diese Positionen einnehmen. Es gibt ja immer noch keine Frau, die eine Late-Night-Show hat. Carolin Kebekus arbeitet sich gerade in so eine Richtung. Aber die Intellektuelle, die abends am Schreibtisch sitzt und dem Publikum etwas erklärt – die haben wir immer noch nicht.

ANZEIGE

GROSSES KINO

Höchste Bildqualität und vollendeter Sound:
Die neuen OLED+ Fernseher von Philips
bringen das Filmevent ins Wohnzimmer

Ein Fernseher ist heutzutage mehr als ein reines Wiedergabegerät von Bewegtbild. Immer ausgefeiltere Fernseher mit lebensechten Bildern und kristallklarem Sound erlauben es, hautnah am Geschehen zu sein. Philips geht mit seinem einzig-artigen Ambilight noch einen Schritt weiter. Der dynamische Lichtschein, der von den Rändern des Bildschirms schräg nach hinten abstrahlt und somit das Sichtfeld optisch vergrößert, reagiert intelligent auf das Bildgeschehen und lässt den Zuschauer noch tiefer in das TV-Erlebnis eintauchen.

Die zwei neuesten Modelle der Premium-Reihe von Philips TV heben Fernsehen auf ein neues Niveau - der neue OLED+986 (65 Zoll) mit dem weitest entwickelten Soundsystem aller TV-Generationen und der OLED+936 (48/55/65 Zoll) mit Dolby Atmos Klang in noch höherer Präzision als je zuvor. Die OLED-Displays beider Modelle bieten eine um bis zu 20 Prozent gesteigerte Leuchtkraft, die überarbeiteten P5-Prozessoren sorgen dank künstlicher Intelligenz unter anderem für noch höhere Schärfe und größere Farbtreue.

Das integrierte Soundsystem des britischen Klangexperten Bowers & Wilkins, das den Klang aus der Mitte des Bildschirms kommen zu lassen scheint, verleiht dem Geschehen eine neue Dimension von Intensität. Die drei 100mm Mitten- und Basstreiber ermöglichen beim OLED+986 sogar ein Klangerlebnis, das so präzise und raumfüllend ist, dass der Fernseher mit seiner herausragenden audiophilen Klangqualität auch für die reine Musikwiedergabe genutzt werden kann.

Für Heimkino-Enthusiasten ist wohl nicht zuletzt das vierseitige Ambilight eines der bedeutendsten Features der OLED+ Serie - es lässt jeden Filmabend um ein vielfaches intensiver wirken. Wer einmal in seinen Bann gezogen wurde, möchte nicht mehr darauf verzichten.

KRISTALLKLARE FARBEN UND PROFISOUND WIE IM KINO. Die neuen OLED+ Modelle von Philips setzen mit ihrem minimalistischen Design sowie dem Einsatz erlesener Materialien wie Stoffen von Kvadrat und schottischem Muirhead-Leder nicht nur optische Maßstäbe, sondern punkten vor allem mit inneren Werten.



www.philips.de/oled+



Philips TV & Sound
The difference is real



René Gruau? Nie gehört? Dieses Buch (*René Gruau: „Meister der Modezeichnung“*, Prestel, 240 S., 49 Euro) schließt unter Fashion-Fans eine Bildungslücke. Wer war er? Zunächst: Renato, ein Italiener, der in den Dreißigerjahren nach Paris kam und dort entscheidende Kontakte knüpfte, zu Christian Dior und Pierre Balmain zum Beispiel. Als die Mode nach dem Krieg an Fahrt aufnahm, war Gruau dabei – und machte sich in Zeiten der aufstrebenden Fotografie sein eigenes Bild. (jwi.)



Gibt's das überhaupt? Ja, Swanetien ist eine Region im nordwestlichen Georgien, an der Grenze zu Russland. Ohne dieses Buch (*„Durch den wilden Kaukasus. Geschichten über das georgische Traumland Swanetien“*, Galiani Berlin, 128 S., 22 Euro) hätten wir es vielleicht nie erfahren. Und hingeschaut haben wir natürlich wegen der tollen Illustrationen von Kat Menschik. In ihren eigenen knappen Worten: „Der Gemüsegarten. Das Kartoffelfeld. Die Feldsteinkapelle. Der rauschende Fluss im Tal.“ Schöne Aussichten! (kai.)



Leuchtende Kiosk-Schriftzüge, einfache Straßenschilder oder Apothekenzeichen: Ganz selbstverständlich zieren Wörter und Logos den urbanen Raum – und verleihen ihm damit einen persönlichen Charakter. Eine Sammlung schöner Beispiele aus dem gleichnamigen Designprojekt findet sich in diesem Band (*„Berlin Typography“*, Prestel, 176 S., 15 Euro). So blättert man sich durch die Straßen von Berlin. (cin.)



Entweder man(n) hat ihn – oder man(n) hat ihn nicht. Scott Schuman hat ihn, den Stil, und weiß, wo man ihn findet (*„The Sartorialist Man – Inspiration für Männer mit Stil“*, Prestel, 312 S., 40 Euro). Nicht etwa in den Hochglanzmagazinen oder auf den Laufstegen der Modestädte, sondern auf ihren Straßen, versteckt hinter Bücherregalen oder in Aktion beim Skaten. Leser lernen von der Bloggerlegende nicht nur, sich typgerecht zu kleiden, sondern auch: ihre Individualität zu feiern. (aven.)



Sein Werk bezieht den Rezipienten immer mit ein: Franz Erhard Walthers Prozesskunst ist bedeutend für die Moderne, seine Vorstellung, dass „zu einem Werk Handlung kommen könnte“, hat seine Arbeiten geprägt. In diesem Buch (*„Franz Erhard Walther: Manifestationen. Werkverzeichnis der Plakate, Bücher und Entwürfe“*, Dr. Cantz'sche Verlagsgesellschaft, 560 S., 68 Euro) werden die vielfältigen Werke des im Jahr 1939 geborenen Künstlers erstmals zusammengefasst. Hier ist alles ein Prozess. (cin.)



Perfekt für Ihren persönlichen Geschmack.

Kaffeevollautomaten von Miele.

Die Suche nach der richtigen Bohnenmischung, dem perfekten Röstpunkt, der idealen Temperatur und dem cremigsten Milchschaum – Kaffee ist Emotion. Miele Kaffeevollautomaten werden mit meisterhafter Präzision gefertigt, damit Sie jede Tasse mit allen Sinnen genießen können. Ganz nach Ihrem persönlichen Geschmack.

Perfektes Aroma ist kein Zufall

Ob Mahlwerk, Brüheinheit oder Pumpe: Erst das perfekte Zusammenspiel aller Komponenten macht Kaffee zum Erlebnis.

Mit dem innovativen Kegelmahlwerk der Miele Kaffeevollautomaten erleben Sie Kaffeegenuss neu: Die besondere Aromaschonung gelingt durch die Konstruktion aus hochwertigem, abriebfestem Stahl. Jede Bohne wird gleichmäßig gemahlen - und das sogar besonders leise.

Das AromaticSystem vermischt Kaffee und Wasser optimal, indem es sich während des Brühvorgangs ausdehnt. Eine meisterhafte Kombination für intensives Aroma und weniger Bitterstoffe – um das Beste aus der schwarzen Bohne herauszuholen.

Tasse für Tasse purer Genuss

Ob ein Cappuccino am Morgen, der Kaffee mit Freunden am Nachmittag oder ein schneller Espresso nach dem Dinner - für alle, die auch zuhause auf perfekten Kaffeegenuss nicht verzichten möchten, bieten Miele Kaffeevollautomaten mit 13 köstlichen Kaffeespezialitäten sowie einer idealen Wassertemperatur für 6 Teesorten eine einzigartige Genussvielfalt.

Ihr Kaffee – so individuell wie Sie

Ihren persönlichen Lieblingskaffee können Sie schnell und einfach abrufen, wenn Sie diesen als einen von bis zu 10 persönlichen Genießersprofilen abspeichern.



Auf Wunsch ermöglicht die Funktion OneTouch for Two eine zeitgleiche Zubereitung von zwei köstlichen Kaffeespezialitäten per einfachem Knopfdruck.

Auch das anschließende Reinigen tut der Gemütlichkeit keinen Abbruch, denn dies sowie auch das Entkalken* übernimmt Ihr Miele Kaffeevollautomat für Sie. Die entnehmbaren und größtenteils spülmaschinengeeigneten Komponenten sorgen zusammen mit effizienten Reinigungsprogrammen für maximale Hygiene und hohen Komfort.

Auf den Geschmack gekommen?
miele.de/cm

* Ausstattung modellabhängig



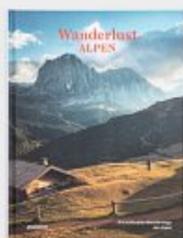
Dzuliferi Huhuteni ist Sohn und Lehrling eines Schamanen, sein Heimatdorf liegt tief im Amazonas-Regenwald. Seit Jahrhunderten ist sein Clan für unerklärliche Heilungen bekannt, es heißt, sie könnten Feinde mit Gedankenkraft töten. Dem Reporter Thomas Fischermann hat Dzuliferi von dieser geheimnisvollen Kultur erzählt, die von Goldgräbern, Holzfällern und Drogenschmugglern bedroht ist („Der Sohn des Schamanen“. Heyne, 304 S., 22 Euro). Ein zauberhaftes Buch! (klau.)



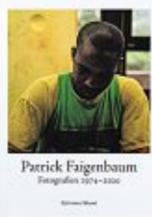
Die einstige Stalinallee erstreckt sich über die Karl-Marx-Allee und die Frankfurter Allee. Es war das erste große Wohnbauprojekt im sozialistischen Ost-Berlin und ist bis heute begehrter Wohnraum. In diesem Buch („Mein Stalinbau: Eine Berliner Straße und die Geschichten ihrer Bewohner“. be.bra, 208 S., 20 Euro) wird dokumentiert, wie die Geschichten einzelner Bewohner Teil einer großen Geschichte der Straße wurden. Gisela und Dieter (Foto unten) zum Beispiel: Sie wohnen seit Jahrzehnten an der brutalistischen Wohnachse und wollen nicht weg. Auch wenn sie damals nur 66 Mark und einen Groschen Miete zahlen mussten – und jetzt knapp 600 Euro. (cein.)



Anlässlich des 50. Geburtstags von Magazin, dem Produzenten und Händler von Einrichtungsgegenständen, ist Zeit für einen Blick zurück. Das Buch („50 Jahre, 50 Produkte: Designgeschichte(n) erzählt von MAGAZIN“. Avedition, 228 S., 39 Euro) verschafft nicht nur einen Einblick in Designgeschichte(n). Das Jubiläum wird vielmehr gefeiert mit einer Zeitreise, mit Themen um Design, Einrichtung und Gestaltung – und mit vielen persönlichen Geschichten. (cein.)



Vor diesem Buch kann nur gewarnt werden. Wer zu lange darin blättert, ist für alles andere als Bergtouren in den Alpen auf absehbare Zeit verloren. Mit prachtvoller Optik und praktischen Tipps führt der Band („Wanderlust Alpen“. Gestalten, 336 S., 39,90 Euro) über Trails in Frankreich, Italien, Österreich, Slowenien und der Schweiz – in schwelgerischen Bildern von Pfaden und Hütten, Bächen und Seen, Felsen und Gletschern. Erster Impuls: Sofort aufbrechen! Einziges Problem: Wohin zuerst? (nle.)



Die kühlen Gruppenbilder der italienischen Aristokratie wirken wie Familienaufstellungen; neben narrativer Qualität haben sie auch psychologische Prägnanz. Wobei Empathie untergeordnet bleibt. Anders in Indien, wo Patrick Faigenbaum in zärtlichen Kompositionen Straßenhändler, Bauern und Passanten porträtierte. Doch vielleicht war ihm Obst am wichtigsten: Sogar Zitronen sehen süß aus. Dieses Buch („Patrick Faigenbaum. Fotografien 1974 – 2020“. Schirmer/Mosel, 224 S., 58 Euro) blättert ein halbes Leben auf. (F. L.)

Better Basics

PULLOVER NEU GEDACHT: DER BUSINESS SWEATER IN 64 FARB-KOMBINATIONEN



Alle Größen, alle Fits

Das Suchen hat ein Ende! Du kombinierst Stoff, Kragen, Farbe, Größe, Fit und Länge. Jede Variante ist bei uns stets verfügbar.



Aus den besten Stoffen

Individuell für Dich in Portugal gefertigt. Aus langlebigen, nachhaltigen Stoffen, für die wir 2 Jahre durch Europa gereist sind.



Das Richtige tun

Gut auszusehen und Verantwortung zu zeigen, geht zusammen. Wir handeln im Einklang mit der Natur, den Menschen und Dir.

seven sands
seven sands.com

DIE GEHÖREN AUF DIE WUNSCHLISTE!

Was gibt es Schöneres, als Familie, Freunde und sich selbst zwischen Lichtermeer und üppigem Festmahl mit einem ganz besonderen Weihnachtspräsent zu beglücken?



FALTBARES SMARTPHONE

Der Traum eines jeden Handybesitzers: klein und quadratisch, sodass es in die Hosentasche passt, aber gleichzeitig mit einem schön großen Display. Klingt nach einer Wunschvorstellung. Ist es aber nicht! Sondern das neue faltbare Smartphone Galaxy Z Flip3 5G von Samsung. Highlight ist das zusammenklappbare 6,7-Zoll-Display¹ mit OLED-Technik und 120 Hertz für starke Kontraste und Farben. So wird ein Wechsel zwischen Taschen- und Smartphoneformat ermöglicht. Weitere Features: Kamera mit Flex-Modus und wassergeschützt².

www.samsung.de



JETZT GIBT'S WAS AUF DIE OHREN

Die neuen In-Ears Samsung Galaxy Buds2 kommen nicht nur in hübschen Farben, sie klingen auch gut und sind mit jeweils nur 5 Gramm auch besonders leicht. Hohe Sprachqualität durch drei Mikrofone und aktive Geräuscherunterdrückung sind natürlich mit an Bord.

SMARTWATCH FITNESS ON

Fitness-Fans, aufgepasst! Mit der neuen Galaxy Watch4 hat Samsung eine innovative Sport-Smartwatch auf den Markt gebracht. Neben den üblichen Fitnessdaten wie Sport- und Gesundheitsfunktionen misst sie sogar Körperfett und Muskelmasse³. Zudem können digitale Zifferblätter, Schriften etc. angepasst werden.



¹ Displaydiagonale gemessen im vollen Rechteck und ohne Berücksichtigung der abgerundeten Ecken. Der tatsächlich nutzbare Bildschirmbereich ist weiter durch den Bereich der Kamera verringert.
² nach IPx8, Schutz bei dauerhaftem Untertauchen bei 1,5 m Wassertiefe für 30 Minuten und ausschließlich in klarem Wasser. Kein Schutz bei Salzwasser und anderen Flüssigkeiten, insbesondere Seifenlauge, Alkohol und/oder erhitzter Flüssigkeit. Der SIM-Kartenhalter muss stets vollständig mit dem Gerät abschließen, sodass durch ihn kein Wasser eindringen kann.
³ Die BIA-Analyse dient nur Fitness- und Wellnesszwecken. Die Funktion ist nicht zur Erkennung bzw. Diagnose und Behandlung von Erkrankungen oder zu körperlichen Verfassungen und auch nicht zur Verhütung, Überwachung, Behandlung oder Linderung von Krankheiten oder zur Kompensierung von Verletzungen oder Behinderungen oder für andere medizinische Zwecke gedacht. Wenn du dir Sorgen um deine Gesundheit machst, suche einen Arzt auf. Die Funktion ist nicht für Nutzer bestimmt, die jünger als 20 Jahre, älter als 80 Jahre, schwanger sind oder einen Herzschrittmacher sowie ein anderes medizinisches Gerät tragen. Um das beste Ergebnis zu erzielen, führe die Messungen immer zur gleichen Tageszeit auf nüchternen Magen durch.

KAFFEE, WIE SIE IHN LIEBEN, TASSE FÜR TASSE!



VERTRAUEN SIE IHRER INTUITION

Für wen die tägliche Tasse Koffein zum Morgenritual gehört, der braucht neben guten Bohnen auch einen Kaffeefullautomaten, der mitdenkt. Der „Intuition Preference+ EA875E“ von Krups sorgt mit einer smartphoneähnlichen Bedienoberfläche mit großem Farb-Touchscreen sowie personalisierten Einstellungen für den perfekten Kaffeegenuss.

www.krups.de

Bilder: stocksy/Tatiana Zlatkovic



EINFACH WISCH UND WEG!

Zu Weihnachten einfach mal Me-Time verschenken gelingt mit dem Saugroboter „X-Plorer 95 Total Care Connect RR7987“ von Rowenta. Er arbeitet nicht nur von ganz alleine, sondern auch nach dem Motto: „Wischen is possible.“ Das heißt: Die Bodenreinigung findet sowohl trocken als auch nass statt. Weitere Highlights: elektronisches Mopping, starke Saugkraft und eine intelligente Laser-Navigation. Die Profi-Haushaltshilfe wurde von Stiftung Warentest ausgezeichnet.

www.rowenta.de





EIN ECHTER ZEITVERTREIB

Beim Blick aufs Handgelenk bietet die Armbanduhr Lily™ von Garmin gesundheitsbewussten Frauen einen Tick mehr. Denn die Smartwatch verbindet feminines Design mit cleveren Features. Das heißt: Gesundheitstracking (Energie-, Stresslevel, Zyklus, Wasserkonsum, Herzfrequenz) sowie Sportfunktionen (wie Laufen, Yoga, Pilates) fördern das Bewusstsein für den eigenen Körper. www.garmin.com

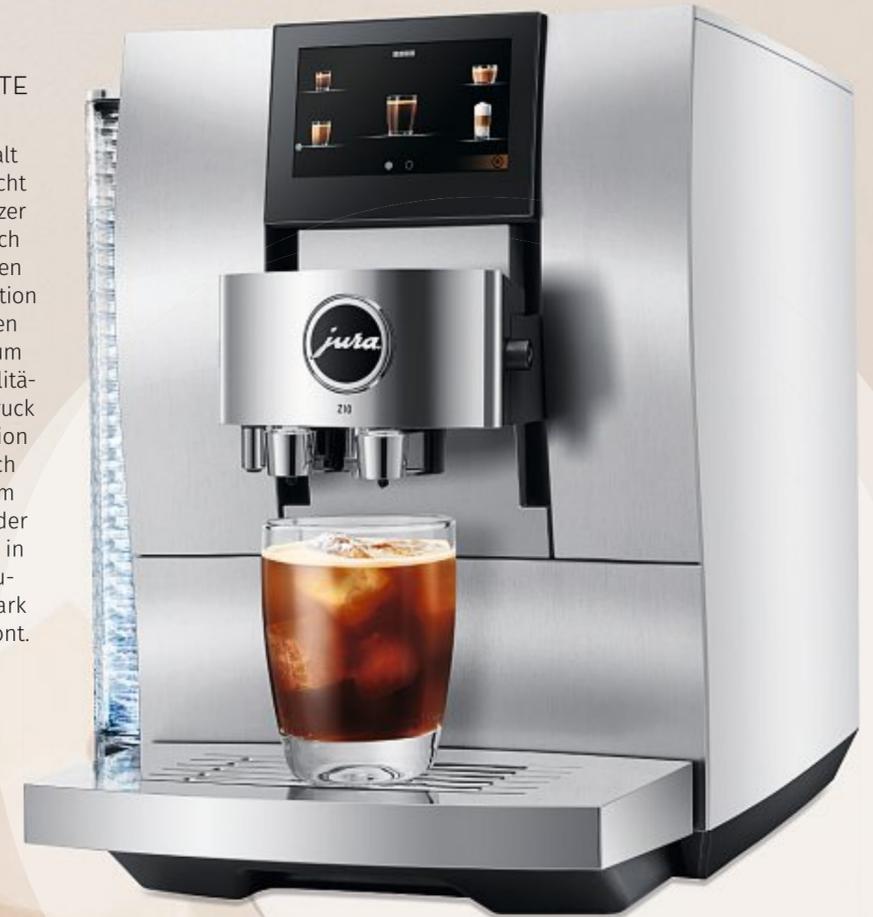


DIE NEUE (SCHREIB-)FORM

Ein formvollendetes Erlebnis und edles Präsent sind die neuen Schreibgeräte der Serie „ideos“ von Lamy, die mit einzigartigem und neuartigem Tropfendesign ihresgleichen suchen. Dabei glänzt nicht nur das Metallgehäuse, das mit einem eleganten Palladium-Finish veredelt wurde, sondern auch der Clip aus poliertem Edelstahl und die verchromte Spitze sorgen für das gewisse Etwas. Erhältlich sind Kugelschreiber und Füllhalter „Made in Germany“ unter www.lamy.com/ideos

ECHTE GENUSSMOMENTE

Sich für warm oder kalt entscheiden? Muss nicht sein! Denn der Schweizer Kaffeeprofis Jura hat sich mit dem Vollautomaten „Z10“ eine echte Innovation einfallen lassen. Neben einem breiten Spektrum an heißen Kaffeespezialitäten kommt auf Knopfdruck dank des Cold Extraction Process erstmals auch Cold-Brew-Kaffee zum Einsatz. Erhältlich ist der elegante Vollautomat in Aluminium Black, Aluminium White oder Dark Inox mit Aluminiumfront. www.de.jura.com



„KUNST KANN FREUDE UND ÄRGER BEREITEN“

Interview Stefanie Schütte, Fotos Helmut Fricke

Karole Vail, Direktorin der Guggenheim Collection in Venedig, über ihre Großmutter Peggy Guggenheim, Museen in Zeiten der Pandemie und den Overtourism in der Lagunenstadt

Frau Vail, nach einem langen Lockdown in Italien hat die Peggy Guggenheim Collection seit ein paar Monaten wieder permanent geöffnet. Wie haben Sie die erste Zeit der Öffnung erlebt?

Es war fantastisch. Wir haben vorher mehrfach wieder schließen müssen. Daher war es eine große Erleichterung, wirklich dauerhaft öffnen zu können. An sechs Tagen in der Woche. Allerdings nur den Palazzo, nicht die temporäre Ausstellung. Das würde für uns zu hohe Kosten bedeuten. Schließlich müssen wir die Abstandsregeln und vieles andere beachten. Wir bräuchten noch mehr Sicherheitskräfte, und das können wir uns zur Zeit nicht leisten.

Wie hat das Publikum reagiert?

Es war entzückt. Vor der Pandemie waren wir das am zweithäufigsten besuchte Museum Venedigs nach dem Dogenpalast. Ich glaube, die Leute möchten wieder herkommen. Dafür bin ich sehr dankbar. Und wir sind nicht nur ein Museum: Wir haben auch einen herrlichen Garten.

Es gab eine Kampagne, um das Museum zu unterstützen. Wie ist die gelaufen?

Viele Menschen waren extrem großzügig. Ein großer Teil unseres Einkommens ist von unseren Besuchern abhängig, somit hatten wir unglaublich hohe Einbußen. Wir mussten also Fundraising betreiben. Unser Advisory Board hat uns dabei extrem unterstützt. Eines der Mitglieder ist der Künstler Anish Kapoor. Er hat für uns einen speziellen Druck entworfen. Und jeder, der mindestens 5000 Euro spendete, hat diesen Druck direkt vom Künstler erhalten.

Venedig verzeichnete im vergangenen Jahr nur wenige Besucher. Das hatte aber auch positive Auswirkungen. Als das erste Kreuzfahrtschiff nach dem Lockdown in die Stadt kam, war das für viele Venezianer alles andere als ein Grund zur Freude. Halten Sie es für wünschenswert, dass wieder so viele Touristen wie vorher nach Venedig kommen?

Das ist eine schwierige Frage. Ich glaube, viele Städte müssen den Tourismus überdenken. Venedig kann nicht nur ein touristisches Disneyland sein. Es muss eine echte, gelebte Stadt werden, in der auch gerade junge Leute einen Beruf ausüben können. Der Tourismus ist wichtig für die Stadt, doch es gibt eben auch einen kulturellen Aspekt, der noch bedeutender ist. Wir müssen den Menschen beibringen, Venedig auf eine sensiblere und nachhaltigere Weise zu erleben. Natürlich kann das nicht über Nacht geschehen, natürlich hängen Arbeitsplätze am Tourismus, und es gibt politische Erwägungen. Aber die Lagune ist ein fragiles Ökosystem. Die Kreuzfahrtschiffe schaden der Architektur, sie schaden dem Ökosystem und verschmutzen die Umwelt. Venedig ist eine der am stärksten verschmutzten Städte Italiens. Es muss eine Lösung geben. Wir sind jetzt vom Overtourismus auf Null zurückgefahren, und ich bin sicher, dass es etwas dazwischen gibt. Aber natürlich war es wunderbar und seltsam, Venedig so leer zu erleben. Es war viel sauberer, man sah mehr Vögel und Fische. Das war spektakulär. Man

konnte auf dem Canal Grande rudern gehen. Ich habe mit meinem Mann zusammen mit dem Rudern angefangen.

Auf die typisch venezianische Weise? Stehend?

Ja, mein Mann beherrscht den „Voga alla Veneta“-Stil sehr gut und bringt es mir bei. Es ist eine fantastische Art und Weise, Venedig zu entdecken. Venedig handelt schließlich vom Wasser.

Ihre Großmutter Peggy Guggenheim hat Venedig nicht nur als Ort unterstützt, sondern es sogar noch attraktiver gemacht. Sehen Sie sich in ihrer Nachfolge?

Nein, das wäre anmaßend. Ich bin hier, um mich um ihre Sammlung zu kümmern und um das Museum. Ich liebe Kunst und bin mit einem Künstler verheiratet. Ich mag das, was ich tue, aber ich bin keine Mäzenin der Kunst, auch wenn ich Kunst zu Hause habe. Ich bin derzeit die Hüterin dieses Ortes.

Es gibt viele Texte über Peggy Guggenheim, in denen sie als glamourös und exzentrisch dargestellt wird.

Vielleicht war sie glamourös, da sie nicht sehr bürgerlich wirkte und auch keine Aristokratin war. Sie selbst fand sich niemals besonders attraktiv, im rein oberflächlichen, körperlichen Sinn. Sie kleidete sich nicht in Haute Couture. Sie wollte einen eigenen Stil finden, indem sie Ohrringe aus Indien und Sri Lanka oder Schmuck von Künstlern trug. Sie kaufte Kleider auf ihren Reisen nach Mexiko oder Indien. Ich weiß nicht, ob sie das besonders glamourös machte, aber ich weiß, dass sie dadurch sehr anders wirkte als die venezianische Bourgeoisie. Peggy fühlte sich immer vom Bohème-Leben der Kunstszene angezogen. Das war schon in den USA so gewesen. Sie empfand auch ihre eigene Familie als sehr bürgerlich.

Wahrscheinlich galt das für die ganze New Yorker Gesellschaft, die sie als junges Mädchen erlebte. Sie soll damals sehr schüchtern gewesen sein.

Ja. Es war dann auch in den Zehnerjahren des 20. Jahrhunderts noch schwieriger. Sie hatte diesen etablierten und wohlhabenden Seligman-Guggenheim-Hintergrund. Aber ich glaube, dass sie schnell begriff, dass sie etwas anderes wollte. Dazu kam vielleicht das Beispiel ihres Vaters, der wohl nicht oft zu Hause war, der viel Zeit in Paris verbrachte. Auch deswegen wollte sie sicher unbedingt nach Europa gehen. Und als sie dann ihren späteren Mann Laurence Vail in New York traf, verstand sie, dass es eine ganz andere Welt gab, voller Künstler und Schriftsteller, und das fand sie sehr aufregend.

Sie fühlte sich schon früh von der Welt der Kunst angezogen.

Ja, in ihren späten Teenagerjahren. Sie war dazu erzogen worden, die wichtigen Bücher zu lesen. Sie war als Kind von Franz von Lenbach gemalt worden. Musik und die Künste waren sehr wichtig, wie damals in vielen wohlhabenden Familien. Als Peggy dann endlich nach Europa

Sie hütet den Schatz: Karole Vail (rechts im Garten der Sammlung) arbeitet am Erbe ihrer Großmutter Peggy Guggenheim, die Mäzenin, Sammlerin und Galeristin, wurde auch durch ihren ausgefallenen Stil berühmt – unten Fotos aus den Fünfziger- und Sechzigerjahren.



gehen konnte und eher durch Zufall wieder Laurence Vail traf, muss sie verstanden haben, dass ein komplett neues Leben auf sie wartete. Es bot ihr scheinbar die Freiheit, nach der sie sich so gesehnt hatte. Vielleicht macht sie das exzentrisch oder wohl besser: anders als ihre Umgebung. Sie begann, sich für schöne Kleider zu interessieren. Es gibt ein wunderbares Foto, das Man Ray von ihr gemacht hat, in einem Paul-Poiret-Kleid. Das ist schon sehr glamourös. Und dann entwickelte sie einen eigenen Stil. Wenn ich heute Fotos von ihr sehe, denke ich: Ja, sie hatte einen fantastischen Stil.

Wurde sie in Venedig von den alten Familien anerkannt, die den Ton angaben? Die zum Teil Dogen zu ihren Vorfahren zählten und ziemlich konservativ waren?

Ich glaube, am Anfang war das nicht so. Schließlich war sie Amerikanerin, sie war Jüdin, sie war eine alleinstehende Frau. Man wusste, dass sie verheiratet gewesen war und dass sie Liebhaber hatte. Ich glaube, dass sie mit etwas Misstrauen betrachtet wurde. Aber später war sie deutlich besser anerkannt. Sie wurde sogar Ehrenbürgerin von Venedig.

Wie haben Sie sie als Kind erlebt? Heute sehen Sie sie als Hüterin ihrer Sammlung sicher anders als früher mit dem Blick der Enkelin auf die Großmutter.

Nun, ich zog eher meine andere Großmutter vor, die mehr dem traditionellen Bild nahe kam. Peggy war keine traditionelle Großmutter, was auch immer das heißen mag. Ich kam schon als kleines Mädchen nach Venedig, aber nicht regelmäßig, mal mit meinen Eltern oder meiner Schwester und später auch allein. Es war immer etwas einschüchternd, wegen der Kunstwerke und weil diese Umgebung nicht wirklich etwas für Kinder war. Man konnte hier nicht einfach frei spielen. Im Rückblick gab es allerdings unglaubliche Momente. Zu wissen, dass ich im Palazzo übernachtet habe, dass ich dort gegessen habe. Umgeben von diesen besonderen Bildern. Einige davon machten mir Angst, etwa die Surrealisten, Max Ernst oder Paul Delvaux. Das sind keine entspannten Bilder über das Leben, vor allem nicht im Schlafzimmer. Es gab andere, die ich lieber mochte. Wenn ich daran denke, dass ich im Esszimmer gegessen habe, umgeben von Braque und Picasso – verrückt! Zu meinen liebsten Erinnerungen aber gehören die Gondelfahrten durch die Kanäle. Peggy besaß eine eigene Gondel, die sie später dem Marinemuseum vermachte. Es war ein schönes Boot, und sie hatte einen Gondoliere, der eine weiße Hose, ein gestreiftes Hemd und eine Schärpe trug.

Waren auch manchmal Peggy Guggenheims Hunde mit in der Gondel?

Ja, manchmal. Und natürlich rannten sie im ganzen Haus herum. Ich war nie ein Fan dieser Hunde, ich mochte andere lieber. Es waren tibetanische Lhasa Apsos. Überall schienen sie ihre Haare zu hinterlassen. Ich glaube, meine Schwester Julia liebte sie mehr als ich. Obwohl es irgendwie auch nett war mit den Tieren im Haus. Denn dadurch ging es lebhaft zu.

Verstand Ihre Großmutter die Sichtweise eines Kindes? Oder lebte sie dafür zu sehr in ihrer eigenen Welt?

Ich glaube schon, dass sie sie verstand. Aber vielleicht wusste sie einfach nicht, wie man mit Kindern umgeht. Sie war von Gouvernanten erzogen worden, wie es bei denjenigen, die

es sich leisten konnten, damals üblich war. Sie stellte zum Beispiel extrem direkte Fragen. Das konnte sehr unangenehm sein, sogar verletzend, besonders für ein junges Mädchen. Es ist schon so schwer genug, ein Teenager zu sein.

Sie selbst haben sich früh für Kunst interessiert und auch Kunstgeschichte studiert.

Zuerst habe ich deutsche Sprache und Literatur an der Universität von Durham studiert, später dann auch Kunstgeschichte. Danach bin ich nach Italien gegangen. In Florenz habe ich für einen Kunstverlag gearbeitet, dann als Kuratorin. Nach zwölf Jahren Italien zog ich nach New York, um in der Guggenheim Foundation zu arbeiten. Dort blieb ich 23 Jahre lang.

Was war Ihr Fokus, als Sie vor gut vier Jahren hierher kamen?

Ich will die Ausstellungen auf einem exzellenten Niveau halten. Ein weiterer Schwerpunkt liegt im Erhalt der Sammlung und des Museums für die Zukunft. Außerdem möchte ich einige Künstler der Sammlung nach vorne bringen, die nur selten oder noch gar nicht gezeigt wurden.

Zum Beispiel?

Zwei sind gerade in der Sammlung zu sehen, im Palazzo: Marina Apollonio und Alberto Biasi. Das sind zwei noch aktive Künstler, die außerhalb von Padua leben und arbeiten. Peggy kaufte ihre Werke in den späten Sechzigern. Sie sind beide Vertreter der Kinetischen Kunst. Ich finde es interessant, dass es heute noch Werke lebender Künstler gibt, die Teil der Peggy Guggenheim Collection sind, nach Peggys Tod aber nicht mehr gezeigt wurden.

Das heißt, Peggy Guggenheim sammelte auch in den Sechzigern weiter?

Ja, sie hörte nicht auf. Sie sammelte aber anders. Sie fand, dass die Kunstwelt viel zu kommerziell geworden sei. Daher begann sie, Kunstwerke aus Afrika, Ozeanien und Mesoamerika zu kaufen. Peggy liebte es, immer weiter voranzugehen. Sie hatte einen großen Unternehmerteil, alle ihre Vorfahren waren Unternehmer gewesen. Die Guggenheim-Seite stammte aus der deutschsprachigen Schweiz, aus Lengnau, und emigrierte Mitte des 19. Jahrhunderts in die Vereinigten Staaten. Sie kamen zu großem Wohlstand, obwohl sich Peggys Vater aus den Aktivitäten der Familie zurückzog. Peggy und ihre Schwestern wurden nie so reich wie ihre anderen Cousins und Cousinen. Ihr Vater starb beim Untergang der Titanic 1912.

Er überließ seinen Platz auf dem Rettungsboot seiner Geliebten.

Ja, er war ein Gentleman.

Die Architektur-Biennale in Venedig hat sich in diesem Jahr dem Thema „Wie werden wir zusammen leben?“ gewidmet. Wie kann Kunst Ihrer Meinung nach dazu beitragen, die Probleme unserer Zeit zu lösen?

Für mich ist Kunst eine Quelle des Trosts, der Regeneration. Sie kann Hilfe bringen und Freude. Sie kann Ärger erzeugen und zu Diskussionen anregen. Sie kann soziale Missstände aufzeigen. Aber am Ende sollte ein Museum ein Ort sein, an dem Menschen in Ruhe etwas betrachten können, ein Raum der Freiheit und des Dialogs. An dem man etwas Neues kennenlernen kann. So wird Kunst zu einem Ort des Wanderns, der Überraschungen und der Fragen.

Karole Vail

Karole Vail leitet die Peggy Guggenheim Collection, eines der wichtigsten Museen der Stadt Venedig. Die in Frankreich aufgewachsene Britin, geboren 1958, hat einen besonderen Bezug zu dem Haus, dem sie seit vier Jahren vorsteht: Sie ist die Enkelin der legendären Gründerin Peggy Guggenheim (1898-1979). Die Sammlung durfte Ende April nach dem Lockdown in Italien wieder öffnen.

Das klingt sehr poetisch – man merkt, dass Sie Literatur lieben.

Wissen Sie, was wirklich spannend ist? Peggy hat sich immer für Literatur interessiert. Das war ihre erste Liebe. Sie unterstützte Schriftsteller und Zeitschriften. Die bildende Kunst kam später.

Samuel Beckett soll ihr geraten haben, Kunst zu sammeln. Also brachte ein Schriftsteller sie zur Kunst.

Ja, ich habe ihn sogar kennengelernt, als ich 17 oder 18 war. Ich beschäftigte mich zu der Zeit stark mit Beckett und erzählte meinem Vater, dass ich ihn so gerne treffen würde. Er sagte: Gut! Und organisierte ein Dinner. Mein Vater war Verleger und immer noch in Kontakt mit ihm. Also trafen wir Beckett zum Dinner. Ich war so hingerissen, dass ich nichts sagen konnte. Und Beckett sagte auch nicht viel. Es war ein etwas unbehaglicher Abend. Dabei hatte ich so viele seiner Stücke gelesen. Aber ich konnte einfach nicht sprechen. Und gleichzeitig war es ganz wunderbar.

Die Guggenheim Collection im historischen Palazzo Venier dei Leoni am Canal Grande (Bild Mitte) wurde 1980 eröffnet. Zu sehen sind moderne Klassiker wie Pablo Picasso, Max Ernst, Piet Mondrian und Hans Arp. Auf dem oberen Bild: „Männer in der Stadt“ von Fernand Léger (1919); unten: „Das Reich der Lichter“ von René Magritte (1954).



PRODUCT DESIGN: OLAF SCHROEDER GRAPHICS: TMSANTORO.COM PHOTO: MARIA GROSSMANN STYLING: ELVE JENSEN

CUBIT®

MODULARE MÖBEL

DIE MODULAREN MÖBELSYSTEME VON CUBIT

SOFAS UND REGALE VON CUBIT

PLANEN UND BESTELLEN VIA [CUBIT-SHOP.COM](https://cubit-shop.com)

NEU! SHOWROOM IN BERLIN KREUZBERG

FLAGSHIP-STORE IN DÜSSELDORF – LOOKROOMS IN PARIS, MÜNCHEN, POTSDAM UND ZÜRICH

CUBIT®
MODULARE
MÖBEL

Langsam reicht's

Von Ingo van Aaren (Text und Fotos)



Nur keine Eile: Svenja Flaßpöhler, Benno Fürmann, Johann von Bülow, Thea Dorn (von links im Uhrzeigersinn) mit Schildkröte

Als Paris Mitte des 19. Jahrhunderts in Richtung Effizienz, Kapitalismus und Geschwindigkeit umgebaut wurde, formierte sich Widerstand. Die künstlerische Bohème, allen voran Charles Baudelaire, führte als Gegenbewegung Schildkröten spazieren. Vor einiger Zeit erinnerte ich mich an die Stelle aus dem „Passagen-Werk“ Walter Benjamins, in der er davon berichtete. Heute erleben wir neben der analogen Beschleunigung der klassischen Moderne den Dynamisierungsschub der Digitalisierung. Daher habe ich Menschen, die unsere Gesellschaft auf ganz verschiedene Art prägen, gebeten, mit meiner Schildkröte spazieren zu gehen oder sie mit in ihre Welt zu nehmen; viele waren sofort dabei, Max Raabe, Annette Frier, Samy Deluxe, Benno Fürmann, Gina Lückenkemper und Svenja Flaßpöhler zum Beispiel. So soll ein entschleunigtes Gesellschaftsporträt entstehen, ironisch poetisch. Die Bilder kann man aber auch in größerem Zusammenhang sehen. Fototheoretisch fußt das Projekt auf dem Werk „Die helle Kammer“ von Roland Barthes und seiner Idee von „Studium“ und „Punctum“. Die Schildkröte, die eine lange Spur durch Literatur und Philosophie zieht, verbindet uns mit weit entfernten Kulturen, während die porträtierten Personen unsere derzeitige Kultur widerspiegeln. Die Bilder funktionieren auf einer mythologischen Ebene, aber auch mit einer direkten Verbindung zum Betrachter, ohne Wissen um kulturhistorische Bezüge. Durch Corona haben die Fotografien weitere Bedeutung gewonnen. Die Menschen sind alleine zu sehen, nur mit der Schildkröte. In den vergangenen beiden Jahren hat die Entschleunigung uns alle erreicht. Zudem stehen wir am Übergang einer traditionell textbasierten in eine bildbasierte Kultur, und ich sehe es als Aufgabe von uns Fotografen an, Ideen durch Bildsprache in diese neue Kultur zu überführen. Gemeinsam mit dem Schriftsteller David Wagner war ich mit der Schildkröte auch selbst unterwegs. Daraus ist ein Buch geworden, „Nachtwach Berlin“, dessen Erfolg uns sehr gefreut hat. Aber auf diesen Seiten sehen Sie weitere

// Die Schildkröte, die eine lange Spur durch Literatur und Philosophie zieht, verbindet uns mit weit entfernten Kulturen – die porträtierten Personen spiegeln unsere derzeitige Kultur wider. //

Szenen aus dem gerade entstehenden Gesellschaftsportrait. Neben der Schildkröte steht immer ein persönlicher Aspekt des menschlichen Protagonisten im Fokus. So wollte Max Raabe als passionierter Radfahrer gerne ein Rennen gegen die Schildkröte fahren. Er hört es wahrscheinlich nicht gerne, aber gewonnen hat er es eher nicht. Johann von Bülow hat seine Hündin Lou mitgebracht, ein tolles Model. Wir haben an einer Straßenecke in Berlin das alte Sofa gefunden, und sie hat sich daraufgesetzt wie eine ägyptische Katzengöttin. Rainer Langhans hat mich in seiner Wohnung empfangen, ein Erlebnis in Minimalismus. Charles Schumann kannte die Geschichte von Baudelaire und der Schildkröte – die Bar, in der das Foto entstanden ist, heißt deswegen sogar „Les Fleurs du Mal“. Thea Dorn wünschte sich wegen ihrer Liebe zu Sushi ein japanisches Setting. In den meisten Fällen benötigen Locationsuche und Motivauswahl deutlich mehr Zeit als der Fototermin selbst, der oft nur eine halbe Stunde dauert. Die nötigen Genehmigungen für das Bild mit Benno Fürmann, der der Kanalisation entsteigt, nahmen am Ende sechs Monate in Anspruch. Und Gina Lückenkemper zu entschleunigen, die schnellste Frau Deutschlands, war auch nicht einfach, zumal sie mit Worten so fix ist wie mit den Beinen auf der Tartanbahn. Mein großer Traum bleibt das umfassende Portrait der deutschen Gesellschaft mit Schildkröte. 20 bis 30 Bilder sollen noch hinzukommen, bevor es in Buchform gegossen wird. Persönlich, selbstironisch, ein ungewöhnlicher Blick in unser Land. Baudelaire hat in diesem Jahr seinen 200. Geburtstag gefeiert. Mit ein bisschen Glück sieht sich in vielen Jahren jemand diese Bilder an und kann sich ein Lächeln und ein wenig Freude über uns und unsere Zeit nicht verkneifen. Grüßen wir ihn oder sie schon mal aus den Tiefen der Vergangenheit.

Ingo van Aaren, David Wagner: „Nachtwach Berlin“, Distanz Verlag, 160 Seiten, 32 Euro.



Nicht so schnell: Charles Schumann, Gina Lückenkemper, Rainer Langhans, Max Raabe (von links im Uhrzeigersinn) mit Schildkröte

BHS
Der Ring



HOFACKER

www.goldschmiede-hofacker.de/bhs





DER DUFT DER WELT

Von Alfons Kaiser

Vor 100 Jahren erfand Coco Chanel das Parfum Chanel N°5. Wieder einmal ließ die Modeschöpferin komplizierte Dinge einfach erscheinen.

Coco Chanel (1883-1971) stand noch am Beginn ihrer Karriere, als sie das bekannteste Parfum der Welt erfand. Im Jahr 1937 warb sie, fotografiert in ihrer Suite im Ritz (rechts), sogar selbst für den Duft.



Was ist eigentlich das Geheimnis von Chanel N°5, dem erfolgreichsten Parfum der Welt? Thomas du Pré de Saint Maur von Chanel hat eine schnelle Erklärung: „Das Geheimnis von N°5 ist die Legende.“ Das klingt einfach kompliziert. Denn wenn das Geheimnis die Legende ist, was ist dann die Legende? Vielleicht das Geheimnis? Jedenfalls begehrt der Duft nur deshalb in diesem Jahr seinen 100. Geburtstag, weil er etwas Unbestimmtes ausströmt. „Der Wert von N°5“, so sagt der Duft-Fachmann von Chanel, „ergibt sich aus dem Produkt selbst und aus seinem symbolischen Kapital.“

Vielleicht kommt man dem Geheimnis des symbolischen Werts näher, indem man es historisch herleitet. Denn hinter dieser Erfindung steckt eine lange Geschichte. Und auch diese Idee hätte nie das Licht der Welt erblickt, wenn sich in ihr nicht Zeitgeist, Kunst, Gesellschaft und, ja, auch Schicksal vermischt hätten.

Das erste Schicksal war die Kindheit in der Provinz. Gabrielle Chanel war die Tochter eines Hausierers und einer Wäscherin. Die Mutter starb, als Gabrielle zwölf Jahre alt war. Der Witwer gab sie und ihre ältere Schwester in das von Nonnen geführte Waisenhaus in Aubazine. Letztlich war das ein Glück. Dort wurde das Mädchen durch „die erfrischenden Aromen von Ordnung und Strenge“ olfaktorisch geprägt, wie die Kulturhistorikerin Tilar J. Mazzeo schreibt. Ebenso entscheidend war die Prägung durch die asketische Architektur der Zisterzienserabtei und die christliche Zahlensymbolik: die drei Rundbogenfenster des Chors als Symbol der Dreifaltigkeit, die Doppelsäulen als Zeichen der Dualität von Himmel und Erde, die Durchgänge zur Kirche mit Mosaiken aus geometrischen Mustern, in denen die Zahl fünf eine große Rolle spielte.

Das waren wichtige Einflüsse für ihre spätere Numerologie: Am 5.5. hielt Coco Chanel Schauen ab, sie wählte den fünften Duft einer langen Reihe von Flaschen aus, und die berühmteste Chanel-Tasche ist bis heute die 2.55, die sie im Februar 1955 schuf. Historische Ironie, dass auch ihr Nachfolger im Haus Chanel seit 1983, Karl Lagerfeld, einen fast schon metaphysischen Sinn für Symbolik hatte: Die letzte Chanel-Tasche, die er gemeinsam mit Virginie Viard erfand, die Chanel 19, kam wie geplant 2019 heraus. Das Schicksal aber wollte es, dass Lagerfeld auch 2019 starb, am 19. Februar. Numerologie? Numerologik!

Gabrielle Chanel hätte im Kloster wohl eine schlechte Novizin abgegeben. Immerhin: Sie hatte dort Nähen und Disziplin gelernt. Zwei Jahre noch im Pensionnat, dann floh sie in die semimondäne Welt der Varietébühnen von Moulins. Coco, so riefen die Soldaten der Garnisonsstadt zwischen Bordeaux und Clermont-Ferrand die junge Sängerin. Coco, das war der Name, unter dem die Welt sie kennenlernen sollte, schon weil er so einfach auszusprechen war. Und weil sie 1925 aus der Alliteration von Coco Chanel das markante Erkennungszeichen des gespiegelte verschlungenen Doppel-C-Logos setzen konnte. Auch dieser Hingucker entstammte der Klosterzeit: Sechs Jahre lang hatte sie in der Abtei als einen der größten visuellen Reize die verschlungenen Kreise der Bleiglasfenster vor Augen gehabt.

Den zweiten Schicksalsschlag hätte Coco Chanel womöglich gar nicht überlebt, wenn sie nicht seit ihrer Kindheit mit Rückschlägen zu leben gelernt hätte. Ihr Freund und Förderer Boy Capel kam im Dezember 1919 bei einem Unfall ums Leben. Er hatte alles getan für die junge Frau, die mit ihren ungezwungenen Entwürfen der Mode einen feministischen Impuls

gab, hatte ihr schon 1910 geholfen, das Geschäft an der Rue Cambon 21 in Paris einzurichten, hatte sie mit seinen Blazern zu ihrem Damenmodestil mit Elementen aus der Herrenmode angeregt, und er hatte sie noch geliebt, als er längst mit einer Anderen verheiratet war. Sie fühlte sich „wie seine Witwe“, heißt es in dem Prachtband von Pauline Dreyfus, der gerade erschienen ist (siehe Kasten). So deprimiert war sie, dass sie die Wände des Schlafzimmers in ihrem Haus in Garches bei Paris schwarz streichen ließ.

Nur eine gute Freundin konnte sie auf neue Gedanken bringen: Misia Sert, die in Russland geboren worden war, aber in Paris aufwuchs und beste Verbindungen in die bessere Gesellschaft pflegte. Sie hatte schon Marcel Proust zu Figuren in seinem Großroman angeregt und war von Pierre Bonnard gemalt worden. An Coco liebte sie den bösen Witz, den erstaunlichen Einfallsreichtum und natürlich ihren Erfolg. Am Silvesterabend 1920 gaben die beiden eine Party im Couture-Geschäft an der Rue Cambon 31, wo Chanel heute noch sitzt. Misia Sert war für die Einladungen zuständig. Es kamen der Schriftsteller Jean Cocteau, der Komponist Erik Satie, der Künstler Pablo Picasso, der Tänzer Serge Lifar und viele andere. Surrealismus, Dadaismus, Suprematismus – die Kunstwelt erlebte nach dem Ersten Weltkrieg unglaubliche Revolutionen. Gabrielle, die noch unsicher war in Kunstdingen, nahm all die modernen Einflüsse auf. Auch an diesem Abend wird man über Kasimir Malewitsch geredet haben, der 1915 mit seinem „Schwarzen Quadrat“ die Abstraktion zu einem Höhepunkt getrieben hatte. Einfach ein Viereck! Was für eine geniale Idee! Sie merkte es sich.

Dann trat Großfürst Dmitri Pawlowitsch in ihr Leben, der 1916 an der Ermordung Rasputins beteiligt gewesen war. Der Cousin des Zaren, elf Jahre jünger als sie, wurde ihr neuer Freund – und stellte ihr Ernest Beaux vor, den französischen Chemiker, der es zur „Nase“ am Zarenhof gebracht hatte. Der Historiker Karl Schlögel hat in seinem Buch „Der Duft der Imperien“ der seltsamen Parallelaktion nachgespürt: Letztlich stammten das bekannteste sowjetische Parfum, „Rotes Moskau“, und das bekannteste westliche Parfum, Chanel N°5, aus den gleichen Quellen.

In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1921 jedenfalls besuchte Coco Chanel in Cannes das Labor von Ernest Beaux. Der weitsichtige Duftentwickler („Die Zukunft der Parfums liegt vor allem in den Händen der Chemie“) mischte hier schon länger natürliche Essenzen mit einem nie dagewesenen hohen Anteil an synthetischen Aldehyden, auch das ein Zeichen der Modernisierung, die alle Lebensbereiche erfasste. Zehn Proben legte Beaux ihr vor. Schnell entschied sie sich für die Nummer fünf: „Ja, das ist es, worauf ich gewartet habe. Ein Parfum wie kein anderes. Ein Parfum für Frauen mit dem Duft einer Frau.“ Beaux: „Das ist aber sehr teuer.“ Sie: „Was ist das Teuerste daran?“ Er: „Der Jasmin.“ Sie: „Dann nehmen Sie ruhig mehr davon. Ich will, dass es das teuerste Parfum der Welt wird.“ Auch für den Namen entschied sie sich schnell: N°5. Das klang schon ganz anders als die schwülstigen Parfums der Zeit wie „Sa chambre“ (Poiret), „Après l'ondée“ (Guerlain) oder „Ambre de Delhi“ (Coty).

Was also ist das Geheimnis der Legende? „Es ist das universellste Parfum, das es gibt“, sagt Thomas du Pré de Saint Maur, Head of Global Creative Resources for Chanel Fragrance, Beauty, Watches and Jewelry. „Im Laufe der Jahrzehnte ist es zu einer Art Gattungsbezeichnung geworden. Für viele steht N°5 für das Parfum an sich, so wie Coca-Cola zu einem Gattungsbegriff für süße Limonade geworden ist.“

Thomas du Pré de Saint Maur arbeitet daran, dieses Parfum aktuell zu halten. „Die Basis ist die Idee, die alles überdauert“, sagt er. „Sie überlagert alle Aspekte dieses Produkts. Natürlich riecht auch N°5 nach Rose. Aber die Rose dominiert nicht den gesamten Duft.“ Die Abstraktion, der modernen Kunst entlehnt, macht den Duft nicht zu schwer. „Die wichtigste Erzählung dieses Parfums ist die Frau, die es trägt“, sagt er. „Der Duft tritt gegenüber ihr in den Hintergrund. Die Frau wiederum spürt, dass das Parfum sich nicht in den Vordergrund spielt, sondern dass sie die Hauptrolle spielt.“ Wenn man so will: Empowerment, bevor es das Wort überhaupt gab.

Symbolisiert wird das durch den Flakon. Anders als die verschönerkten Art-Déco-Fläschchen der Konkurrenz reduzierte Coco Chanel die Aussage auf eine solide eckige Flasche. Trotz der Strenge aber viel Symbolik: Der achteckige Stopfen entspricht den Proportionen der Place Vendôme – die von der Chanel-Zentrale nur durch das Ritz getrennt ist, in dem „Made-moiselle“ eine Suite bewohnte.

Geometrie bürgt für Zeitlosigkeit. „Der Flakon wurde im Laufe der Jahrzehnte immer nur behutsam verändert“, sagt Thomas du Pré de Saint Maur. „Ich nenne das einen kosmetischen Ansatz. Auch Typografie und Etikett haben wir immer nur leicht angepasst.“ Zum Beispiel wurde der Stopfen in den Fünfzigerjahren etwas schlanker, in den Siebzigerjahren wieder breiter. „Zurückhaltung in der Selbstdarstellung ist extrem wichtig.“ Jedenfalls hat sie Wirkung: Immer wieder fragen Künstler bei Chanel an, ob sie den Flakon für ihre Werke verwenden können.

Auch in der Werbung für den Duft ist Zurückhaltung angesagt. Das sei anders als in der Mode, sagt der Fachmann für Parfumwerbung. „Wir wählen das Gesicht nicht aufgrund des Hypes aus, der gerade um diese Person gemacht wird. Wir stehen nicht unter dem Druck des ewig Neuen. Zum Teil verwenden wir unsere Motive drei Jahre lang.“ Nach Stars von Catherine Deneuve bis Gisele Bündchen ist zur Zeit Marion Cotillard das Gesicht von Chanel N°5. „Ich wollte sie schon lange haben“, sagt der Chanel-Mann. „Denn sie verkörpert die komplexe Realität der modernen Frau, das *Je ne sais quoi* der Franzö-

sinnen: dass sie angesichts aller Widersprüche des Lebens vollkommen ruhig bleiben, dass sie Prinzipien haben, aber auch ganz spontan sein können.“ Millennials als Markenbotschafter hat er nicht nötig: „Unsere Gesichter haben oft nicht einmal einen Instagram-Account.“

Dafür gibt es, auch dank Werbegesicht Brad Pitt, eine neue Kundengruppe: die Männer. „Es werden immer mehr“, sagt Thomas du Pré de Saint Maur. Warum? „Vielleicht, weil dieses Parfum abstrakter ist als andere Düfte.“ Ein universeller Duft ist eben anschlussfähig. Auch nach diesem Geheimnis riecht die Legende. ◀



Ein Schnupperkurs für Liebhaber: Wie dieser Duft wurde, was er ist, das lässt sich in den frisch erschienenen Bänden von Pauline Dreyfus („Chanel N°5. Zweibändige Prachtsgabe in edler Schmuckkassette“, Prestel Verlag, 426 S., 150 Euro) nachvollziehen. Dabei wird die Vorgeschichte recht knapp dargestellt, die Nachgeschichte, beginnend mit Marilyn Monroe, um so üppiger.

DAS SIND DIE NEUEN

Von Sabine Spieler, Illustration Carlo Stanga

Wer in diesem Pandemie-Jahr öfter zu Hause geblieben ist und sich seltener geschminkt hat, könnte einige Beauty-Neuheiten verpasst haben. 20 Produkte von 2021 – und was sie taugen.

1 PFLEGT

L'Oréal arbeitet an seinem Inhalt und hat eine neue Wimperntusche auf den Markt gebracht, die zu 99 Prozent auf natürlichen Stoffen basiert und außerdem als Pflegebalsam wirken soll. Traubenkernöl und pflanzliches Glycerin versorgen die Wimpern mit Feuchtigkeit. Wer aber auf das Herstellerversprechen des siebenmal stärkeren Volumens der Mascara-Serie wartet, braucht guten Willen. Diese Wimperntusche ist eher etwas für den Alltag.

L'Oréal Paris, Volume Million Lashes Balm Noir Mascara, 9 g, 12,99 Euro, erhältlich in Drogerien

2 BERUHIGT

Junglück ist ein Start-up-Unternehmen aus München, das in naturkosmetischen Produkten auf alles verzichtet, was nicht zwingend nötig ist. Das betrifft selbst den Beipackzettel. Das Serum, bestehend aus Niacinamid, Zink, Hyaluron und Aloe Vera, wirkt trotzdem ohne Einschränkungen: Es beruhigt, regeneriert, regt die Hauterneuerung an und reduziert Unregelmäßigkeiten.

Junglück, Niacinamid Serum, 50 ml, 38 Euro, erhältlich im Onlineshop von Junglück

3 SCHWÄCHELT

Der Lippenstift soll pflegen und zugleich aufpolstern. Tatsächlich bekommt man hier für kleines Geld viel Leistung, denn dieses Produkt ist frei von Silikonen und enthält zu 100 Prozent vegane Inhaltsstoffe. Von dem versprochenen prickelnden Effekt spüre ich allerdings nichts, und auch die Farbauswahl mit gerade mal fünf Tönen ist schwach. Gerade weil die Deckkraft nicht so stark ist, hätte ich mir für den Alltag einen etwas neutraleren Nude-Ton gewünscht.

Essence, Cool Collagen Plumping Lipstick, 3,5 g, 2,79 Euro, erhältlich in Drogerien

4 KOKELT

Erst kam Rouge Noir, dann der Taupe-Ton Particulière, jetzt legt Chanel eine Nagellackfarbe namens Brun Fumé auf. Dabei handelt es sich um ein rauchiges Braun, dessen Graustich jedes Vorurteil gegen die Farbe im Keim erstickt. Wer sich in der Drogerie nach günstigeren Alternativen umschaut, wird schnell feststellen, dass es viele Brauntöne gibt, aber nur den einen Brun Fumé.

Chanel, Le Vernis Brun Fumé, 27 Euro, erhältlich in ausgesuchten Parfümerien

5 HISTORISIERT

Die Formel dieser Hautcreme von Weleda ist schon fast 100 Jahre alt. 2021 wurde sie aus einem Kombipräparat für Körper und Gesicht weiterentwickelt und ist nicht ohne Grund bei Öko-Test in der Kategorie Bodylotions auf Platz 1 gelandet. Sie enthält weder bedenkliche noch allergisierende Inhaltsstoffe. Der leichte Kräutergeschmack erinnert an einen Waldspaziergang im Herbst. Die Textur ist leicht, aber die Pflege recht reichhaltig. Mittlerweile verwendet meine ganze Familie dieses Produkt.

Weleda, Skin-Food Bodylotion, 75 ml, 8,16 Euro, erhältlich in Drogerien, Biosupermärkten und Reformhäusern

6 REINIGT

Für Nivea ist dieses Duschgel recht hochpreisig. Dafür ist das Produkt frei von Mikroplastik, Sulfaten und Parabenen, enthält allerdings immer noch Palmöl als umstrittenen Inhaltsstoff. Die Verpackung ist überwiegend aus recyceltem Material hergestellt und, für Nivea untypisch, länglich und rund. Die Pflege ist dank Arganöl reichhaltig, der Geruch von Jasmin erinnert mich an den von frischbezogenen Betten.

Nivea, Pflegedusche Natural Balance Baumwollblüten Duft, 300 ml, 3,49 Euro, erhältlich in Drogerien

7 TRENDET

Mit zwei Cremes hat alles angefangen. Augustinus Baders Stammzelltechnologie hat längst eine Fangemeinde und begeistert unter anderen Carla Bruni, Leonardo DiCaprio und Victoria Beckham. Bader zählt weltweit zu den führenden Stammzellenforschern. Jetzt ist eine Augencreme dazugekommen. Nur die dreistellige Summe für 15 Milliliter treibt mich zur Verzweiflung.

Augustinus Bader, The Eye Cream, 15 ml, 170 Euro, erhältlich in ausgesuchten Parfümerien

8 GRUSELT

Es gibt bessere Momente, als an einem Sonntagabend mit übergroßen weißen Plastikhandschuhen auf dem Sofa Platz zu nehmen, während gerade ein „Tatort“ läuft. Davon abgesehen ist diese Handschuh-Maske ein anwenderfreundlicher Balsam für die Hände, die darin in einer Mischung aus Sheabutter, Wildrosen- und Mandelöl ruhen. Als ich die Handschuhe nach 20 Minuten ausziehe, streiche ich über zarte, weiche Haut. Wenn nur der Plastikmüll nicht wäre.

Balea, Handschuhmaske Tea Time Kurkuma, 1 Paar, 2,95 Euro, erhältlich bei dm

9 NÄHRT

Körper- und Gesichtöle liegen seit einiger Zeit im Trend, denn sie nähren und schützen die Haut mit einem hohen Gehalt an essenziellen Fettsäuren und unverseifbaren Bestandteilen besser als Cremes und Lotionen. Mit dem neuen ayurvedischen Bodyöl von Rituals kann der Winter kommen. Die Kombination aus pflegendem Süßmandelöl, entzündungshemmendem Moringaöl und feuchtigkeitsspendendem Kokosöl ist nicht nur ein Fest für trockene Haut, sondern auch ein Fest für die Sinne. Passenderweise erinnert mich der warme, leicht süßliche Duft spontan an ein gewisses bevorstehendes Fest.

Rituals, Rich Body Oil, 100 ml, 19,50 Euro, erhältlich in Rituals-Filialen

10 KOMBINIERT

Als Fan von Ampullen gefällt mir die Idee des Aachener Beauty-Unternehmens Babor, die neuen Flüssigfoundations mit den Wirkstoffen der Ampullen zu kombinieren. Je nach Hautbedürfnis mattieren sie, spenden Feuchtigkeit oder reduzieren Falten. Da ich zu trockener Haut neige, entscheide ich mich für die Hydra Liquid Foundation. Sie lässt sich gut dosieren. Die Textur ist flüssig, wie man es sich für ein natürliches Make-up wünscht.

Babor, Hydra Liquid Foundation, 30 ml, 36,90 Euro, erhältlich in ausgesuchten Parfümerien

11 DOSIERT

Mit den vielen Tagen im Homeoffice hat sich mein Gebrauch von klassischer Foundation auf ein Minimum reduziert. Umso mehr Bedarf habe ich für den Cushion Stick von Estée Lauder mit Schwämmchen-Kissen. Der liefert ein natürlicheres Ergebnis, mit dem ich mich auch in Zoom-Calls wohlfühle. Die Foundation lässt sich drehen und so dosieren. Kommt zu viel Make-up, dreht man einfach in die andere Richtung. Praktisch auch: Der Applikator kann zur Reinigung mit Wasser und Seife einfach von der Foundation gelöst werden.

Estée Lauder, Double Wear Nude Cushion Stick, 14 ml, 39 Euro, erhältlich in ausgesuchten Parfümerien

12 SCHALLT

Mit Design, Technik und gutem Preis-Leistungsverhältnis konnten die Happybrush-Gründer Stefan Walter und Florian Kiener in der „Höhle der Löwen“ überzeugen. Mit ihrer jüngsten Schallzahnbürste aus recyceltem Material habe auch ich mich von meiner Elektro-Zahnbürste abgewendet. Dieses Putzerlebnis möchte ich nicht mehr missen. Die Zahnbürste lädt zudem kabellos. Auch auf Reisen kann man sie unbedenklich mitnehmen, der Akku hält etwa sechs Wochen.

Happybrush, Schallzahnbürste Eco Vibe 3, 59,90 Euro, erhältlich in Elektromärkten

13 LINDERT

Wie Millionen andere Deutsche leide auch ich unter Schmerzen im unteren Rücken und war auf der Suche nach einem Paar Einlegesohlen. Diese Exemplare von Scholl sind definitiv meine Entdeckung des Jahres. Das Laufgefühl ist himmlisch. Man kann förmlich spüren, wie der Druck von den Füßen genommen wird. Die Sorge, dass die Schuhe mit der Sohle zu klein werden, ist unbegründet. Tatsächlich habe ich nach ein paar Tagen weniger Schmerzen. Die Qualität stimmt, die Verarbeitung ist in Ordnung, Preis-Leistung ebenfalls.

Scholl, In-Balance Einlegesohlen bei Schmerzen im unteren Rücken, 1 Paar, 16,99 Euro, erhältlich in Drogerien

14 VEREINT

Erborian kommt aus Korea und hat sich auf Hybridprodukte spezialisiert, die Pflege und Make-up vereinen. Hier handelt es sich um ein Three-in-One-Produkt, weil es Creme, Primer und Highlighter in einem ist. Mein Vorurteil gegen multioptionale Produkte bestätigt sich: Für eine Tagescreme ist der Effekt zu glänzend, sodass ich ständig das Bedürfnis habe, die Stirn zu pudern. Als Highlighter funktioniert die Creme. Aber ob es deshalb die Glow Creme braucht, ist fraglich.

Erborian, Glow Creme, 15 ml, 19,50 Euro, erhältlich in ausgesuchten Parfümerien

15 SCHMINKT

Dieses Produkt ist ein Klassiker, der im Jahr 2021 in Textur, Verpackung und Farbauswahl generalüberholt wurde. Die Kombination aus Lippenbalsam und Lippenstift gibt so viel Farbe ab, dass die Lippen frisch und gepflegt sind, aber natürlich aussehen. Das Etui aus rosafarbenem Leder mit eingraviertem Logo ist ein Hingucker und eignet sich auch als Weihnachtsgeschenk für die Schwester oder Freundin.

Givenchy, Rose Perfecto, 2,8 g, 28 Euro, erhältlich in ausgesuchten Parfümerien

16 SCHÜTZT VIELLEICHT

Dass der ständige Blick auf Smartphone und Computer und der damit verbundene Blauanteil im Licht Haut und Augen nicht guttut, ist bekannt. Von dem naturkosmetischen Unternehmen Susanne Kaufmann gibt es jetzt ein Feuchtigkeitsspray, das als Schutzschild für die Haut dienen soll. Ob es tatsächlich hilft, ist zwar unklar, aber immerhin hinterlässt das Spray ein angenehmes Hautgefühl.

Susanne Kaufmann, Blue Light Schutz & Feuchtigkeitsspray, 75 ml, 63 Euro, erhältlich im Onlineshop von Niche Beauty

17 MINIMIERT

Früher wurden Produkte speziell „für die reifere Haut“ lanciert. Heute ist daraus „erwachsene Haut“ geworden. Von Bioeffect gibt es in dieser Kategorie etwas Neues. Erstaunlich ist die feste Textur, die sich fast massiv anfühlt, nach dem Auftragen aber ein angenehm seidiges Gefühl hinterlässt. Nach einigen Wochen bilde ich mir sogar ein, dass meine Poren kleiner geworden sind. Hochkaräter haben allerdings ihren Preis. Mit 185 Euro ist das schon ein Luxus-Geschenk.

Bioeffect, EGF Power Cream, 50 ml, 185 Euro, erhältlich in ausgesuchten Parfümerien

18 ERFRISCHT

Von Avène gibt es jetzt eine Tuchmaske. Sie ist angereichert mit Vitamin C und E, die als Antioxidantien freie Radikale unschädlich machen und die Zellerneuerung ankurbeln sollen. Das Prinzip ist bekannt: Man nimmt das Tuchvlies aus der Verpackung und spielt 15 Minuten lang Phantom der Oper. Dass die Maske was kann, spüre ich schon unter dem Vlies. Obwohl ich nicht zu empfindlicher Haut neige, merke ich, dass da ganz schön was arbeitet. Eine Viertelstunde später blickt mir ein ausgeruhtes, frischeres Spiegelbild entgegen.

Avène, A-Oxitive Tuchmaske, 1 Stück, 5,95 Euro, erhältlich in Apotheken

19 SCHÄUMT NICHT

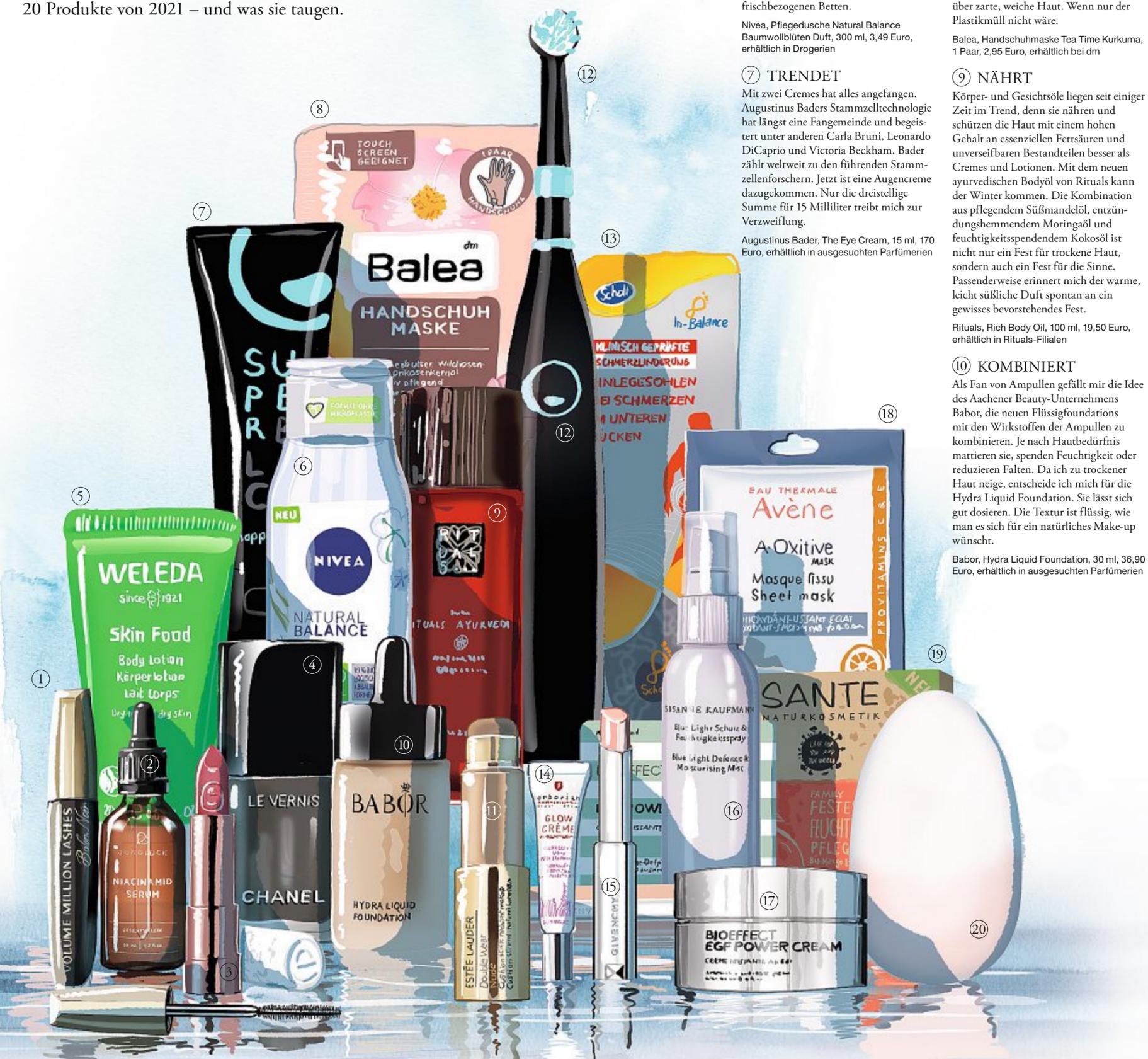
In der Theorie gefällt mir die Idee von festen Shampoos, in der Praxis bin ich kein Fan davon. Und jetzt noch eine Spülung? Bei der Anwendung bestätigt sich mein Vorurteil. Dass eine feste Spülung kaum schäumt, ist eine Sache. Hier habe ich den Eindruck, dass gar nichts davon im Haar landet.

Sante, Family Feste Feuchtigkeits Pflege-Spülung, 60 g, 5,99 Euro, erhältlich in Drogerien

20 HÄLT

Die Folien erinnern mich daran, dass ich bei den Bastelnachmittagen mit meinen Kindern selten große kreative und feinmotorische Fähigkeiten bewiesen habe. Immerhin schaffe ich es, sie faltenfrei auf den zuvor entfetteten Nägeln zu montieren. Anschließend feilen, fixieren, nach 15 Minuten ist die Maniküre beendet. Mit jedem Nagellackentferner hat man sie wieder entfernt.

Avoa, Nagelfolien, 16 Stück, 5,80 Euro, erhältlich im Onlineshop der Marke



MEIN HERZBLATT

Von Jörg Thomann, Illustration Toby Neilan

Hi, Society: Woche für Woche vertieft sich unser Autor für die „Herzblatt-Geschichten“ in die Welt der Klatschpresse. Hier schaut er zurück auf das Gesellschaftsjahr 2021 – und sagt, wen er sich im nächsten Jahr als Coverboy wünscht.

Journalisten, sofern sie nicht vor einer Kamera stehen, sind nicht unbedingt zu erkennen. Mit seiner Figur Horst Schlämmer – Herrenhandtäschchen, Schnauzer, schiefe Zähne – hat Hape Kerkeling einem bestimmten Typus des Lokalreporters zwar ein Denkmal gesetzt, in der freien Wildbahn allerdings begegnet man solchen Schlämmer-Männern nur noch selten; die meisten von uns sehen anders aus, zumindest will ich das hoffen.

Ich selbst allerdings wäre mindestens einmal in der Woche recht einfach zu entdecken, und zwar in einem Bahnhofskiosk oder vor dem Zeitschriftenregal eines Supermarkts. Ich stehe dann dort, wo man die billigen Klatschblättchen reingestopft hat, die Schöne Freizeit heißen. Gute Freizeit, Neue Freizeit, vielleicht auch Freie Freizeit, so genau weiß ich's grad nicht. Wenn Sie also dort inmitten lauter älterer, emsig blättern-der Frauen einen mittelalten Mann entdecken, den einzigen Mann dort überhaupt: Das bin mit hoher Wahrscheinlichkeit ich. Aber sprechen Sie mich dann bitte nicht an, mir ist das nämlich etwas peinlich. Ein rettungslos geschlechterstereotyp geprägter kleiner Teil meines Hirns redet mir ein, dass die Titelseiten der Hefte in meiner Hand Richard Branson zeigen sollten,

Auch sie hatten in diesem Jahr etwas zu sagen: Helge Schneider doziert, Ben Affleck hört schweigend zu, Nena folgt Meghan, und Harry hebt das Glas. Cheers!



Thomas Müller oder wenigstens Joko Winterscheidt. Stattdessen zeigen sie Helene Fischer, Harry und Meghan, Helene Fischer, Hansi Hinterseer oder Florian Silbereisen, letzteren meist gemeinsam mit Helene Fischer. Doch was soll ich machen: Es ist nun mal mein Job. Jedenfalls ein Teil davon.

Dass es sich hierbei um Arbeit handelt, scheint sich auch manchen Kollegen nicht zu erschließen, wenn sie in mein Büro kommen, während ich ins Echo der Frau vertieft bin. Denn obschon ich zuweilen meine Beine auf dem Schreibtisch platziert habe, ist diese Lektüre kein Spaß, nicht einmal die von Freizeitspaß: Woche für Woche von vorn bis hinten acht Hefte durchzulesen, die ich abonniert habe, manchmal zuzüglich weiterer, die ich am Kiosk kaufe – dafür geht einiges an wertvoller Lebens- und Arbeitszeit drauf.

Eine Art Zeitschriftenchau, die Bunte und Goldenes Blatt auswertet, auf eine solche Idee muss man erst mal kommen. Das bin ich auch gar nicht selbst, sondern Peter Lückemeier, der die „Herzblatt-Geschichten“ 14 Jahre lang verfasste. Als ich die Kolumne in der Sonntagszeitung von ihm übernahm, war ich sicher: So lange wie er werde ich das nicht durchhalten. Inzwischen komme ich aber auch schon auf zwölf Jahre. Man darf sich gar nicht ausmalen, was das mit mir gemacht hat.

KIND ODER NEUE LIEBE

Manche glauben, ich sei ob der Lektüre zum Experten für „die Gesellschaft“ geworden. Das würde ich bezweifeln; allenfalls bin ich ein Experte für das, was sich die Herzblätter unter dieser Gesellschaft vorstellen, und das ist beileibe nicht das gleiche. In einer modernen Gesellschaft stehen, jedenfalls sollte das so sein, Frauen alle Wege offen. In der Gesellschaft, die Das neue Blatt oder Das goldene Blatt zeichnen, bewegt sich das Leben einer Frau, ob sie Kronprinzessin Victoria oder Helene Fischer heißt, jeweils in einer von zwei immer gleichen Bahnen: Entweder ist sie frisch verliebt, oder sie ist schwanger.

In den Klatschheften einer jüngeren Generation, die Intouch heißen oder Closer, haben sich Protagonistinnen und Narrativ ein wenig verändert. Hier heißen die Titelheldinnen Heidi Klum oder Daniela Katzenberger, und das Drama besteht darin, dass sie in den Augen der Redaktion entweder zu dick oder zu dünn sind.

Gut, über viele Monate betrachtet, gibt es dann doch ein paar mehr Variationen, weshalb, wenn man auf das Gesellschaftsjahr 2021 zurückblicken möchte, die Klatschhefte durchaus zu Rate gezogen werden können.

Dass es, zum Beispiel, mit Armin Laschets Kanzlerschaft nichts werden würde, das ließen die Personality-Geschichten, mit denen sich Politiker gern menschlich zeigen möchten, schon erahnen. Überschlagen sich deren Partnerinnen oder Partner in der Regel mit Lobhudeleien über deren Attraktivität, Liebeshwürdigkeit und – ganz wichtig – Ehrlichkeit, fiel Susanne Laschet laut Bunte zu ihrem Armin nur ein: „Er hatte schöne Augen und irgendwie, ich fand ihn ganz nett.“ Erschütternd ehrlich auch ihr Satz: „Wir haben beide immer nach links und rechts geguckt. Aber wir haben nichts Besseres gefunden.“ Pech für Laschet, dass es den Wählern da anders ging. Wenig hilfreich dürfte auch die Anekdote gewesen sein, der zufolge Laschet seine Zukünftige als Achtjähriger beim ersten Zusammentreffen „verprügelt“ habe, wie Susanne Laschet von Frau im Spiegel zitiert wurde. Im selben Blatt schwächte ihr Gatte Monate später die Sache ab zur „Rangelei auf dem Schulhof, bei der ich sie

ein wenig geschubst haben soll“. Die halbgar entschuldigungsloskel, er bitte um Verzeihung, sollte jemand sich durch seine Hiebe verletzt gefühlt haben, verkniff er sich wenigstens.

Zum Nachfolger der Bundeskanzlerin jedenfalls schafft man es so nicht, ja nicht einmal zu ihrem Nachfolger als Titelfigur bei den bunten Blättern, wo Merkel selbst erstaunlich häufig auftauchte. Natürlich nie mit Fakten, sondern mit fiktiven Storys, wonach „Joachim“ seine „Angela“ verlassen habe. Als Beweis dienten Bilder, auf denen Joachim Sauer nicht neben seiner Gattin stand, also praktisch sämtliche Merkel-Fotos. Und wenn ein Blatt die Kanzlerin „So privat wie nie“ vorzustellen versprach, dann wusste der Kenner längst, dass ein weiteres Mal nur jene jahrhundertalte Kartoffelsuppe aufgewärmt würde, die Merkel angeblich gern für ihren Mann kocht.

Im Vergleich mit Helene Fischer indes wirkt Angela Merkel, was private Details betrifft, geradezu geschwätzig. Soeben hat Fischer der Zeit ein Interview gegeben, auf welches das Blatt fünf Jahre warten musste, und sie hat den Abdruck eines „umfangreichen Teils“ davon verweigert, um den Boulevardmedien kein Futter zu geben. Das ist einerseits verständlich und ignoriert andererseits, dass diese auch mit leerem Fressnapf Tag für Tag Helene-Fischer-Stories drucken. Übers Jahr taucht Fischer ohne eigenes Zutun auf vielen Hundert Zeitschriften-Covern auf, meist mit der erlogenen Zeile, dass sie ein Baby bekomme; dass dem nun tatsächlich so ist, stellt einen Schlag ins Kontor für all diese Blätter dar, die sich nun neue Flunkereien ausdenken müssen. Und sie tun es.

„Jetzt wird die Jagd auf uns wohl losgehen“, seufzte Fischer auf Instagram, nachdem die Bild-Zeitung ihre geheime Schwangerschaft hinausgeplarrt hatte, und bat um Respekt vor ihrer Privatsphäre. Natürlich vergebens. Kurz darauf etwa erschien Closer mit der Coverstory „Schwangere Helene – Traurige Gewissheit – Sorge um ihr Baby: So sehr leidet sie jetzt wirklich...“ Bei besagtem Leid handelte es sich dann um nichts anderes als Fischers Verfolgung durch die Paparazzi, mit deren Fotos Closer den Text selbstverständlich illustrierte. Von der Zeit befragt, ob sie die Paparazzi hasse, antwortete Fischer: „Das kann ich definitiv so sagen.“ Fischer und ihr Partner Thomas Seitel bescheren uns auch die hübscheste Gegendarstellung des Jahres. Nachdem die Aktuelle beider Foto über der Schlagzeile „Jeden Tag Streit!“ gezeigt hatte (Hintergrund war die völlig Fischer-ferne Beobachtung des Blattes, „in Berlin“ streite man „fast täglich“ wegen Corona), ließen sie auf die Titelseite der Zeitschrift die Feststellung drucken: „Wir streiten nicht jeden Tag.“ Für Fischers tapfere Gegenwehr darf man sie bewundern, mehr jedenfalls als für ihre Musik.

IM QUERDENKER-TEAM

Freuen muss man sich auch über jeden Prominenten, der 2021 nicht ins Lager der Impffegner und Kritiker des „Merkel-Regimes“ wechselte oder gleich komplett abdriftete. Nena, der Wendler, Til Schweiger, Volker Bruch – auf dem Fußballfeld bekamen die Querdenker ein echtes All-Star-Team zusammen, das freilich ausschließlich Querpässe spielen würde. Verfrüht als Neuzugang jubelt worden war Helge Schneider, den es aber nur genervt hatte, dass während eines Konzerts die Kellner hin- und herliefen.

Erstaunlicherweise nicht zu den Querdenkern übergelaufen ist Dieter Bohlen, der nach fast zwei Jahrzehnten gutbezahlter Pöbeleien gegen Schwächere als „DSDS“-Juror von RTL geschasst wurde. Wie Bohlen der Zeitschrift In sagte,

„öffnen sich tausend neue Türen, wenn eine wieder zugeht“ – und dass er sich angesichts dieser Vielzahl offenbar bislang nicht entscheiden kann, welche er nun durchschreiten möchte, ist fürs Fernsehen keine schlechte Nachricht.

Die freiwilligen Aussteiger Harry und Meghan machen derweil Dinge, die die Celebritys halt so tun: geben Interviews, schreiben Kinderbücher, senden Podcasts, schreiben ihre Memoiren. Außerdem haben sie ein Kind bekommen, das sie Lilibet genannt haben, nach einem Kosename der Queen; noch origineller und überdies genderneutral wäre ein anderer Kosename gewesen, mit dem ihr inzwischen verstorbener Gatte Philip die Königin bedacht haben soll, nämlich Sausage. Doch Würstchen und generell Fleisch sind unter Celebritys ja nicht mehr angesagt.

Charlène von Monaco wiederum weilte über Monate fern von Mann und Kindern in Südafrika, weil sie angeblich lange nicht fliegen durfte wegen einer HNO-Infektion, die ihr kaum jemand abkaufte. Ein Kinderbuch, immerhin, schrieb sie dort nicht, ließ sich dafür aber beim Kuschneln mit einem Nashorn und als Kriegerin fotografieren sowie, als ihr Mann mal kurz vorbeischaute, bei einer distanziert gequälten Umarmung mit Fürst Albert – ein Bild, das bei Körpersprache-Expertinnen in aller Welt die Telefone heiß laufen ließ. Kurz nachdem sie dann doch zurückgekehrt war nach Monaco, ließ sie sich in eine Klinik einweisen; sie habe erkannt, teile ihr Mann mit, dass sie Hilfe brauche. Eine öffentliche Person zu sein ist gewiss nicht immer einfach, für einen Menschen in seelischen Nöten umso schwerer.

Die Romanze des Jahres ist, in Zeiten der Comebacks von „Wetten, dass...?“ und Abba, die Wiedervereinigung von Bennifer. Jennifer Lopez und Ben Affleck sind nach 17 Jahren, in denen ihr Stern hell erleuchtete und seiner fast verglühte, wieder ein Paar, turteln öffentlich und stellen sogar erotische Szenen des gemeinsamen „Jenny From the Block“-Videos nach. Wie In behauptet, zauberte Affleck zur Feier der alten Liebe aus seinem Schmuckkästchen „ein Armband hervor, das sie ihm vor 19 Jahren geschenkt hat“. Bei einer Trennung sollte man frühere Liebesgaben also nicht dem anderen an den Kopf feuern oder gar verbrennen, sondern für alle Fälle aufheben. Bettina und Christian Wulff sind ja ebenfalls meist wieder zusammen, bevor einer von ihnen ausmisten könnte.

Der Gesellschafts-Aufsteiger des Jahres schließlich ist ohne jeden Zweifel Karl Lauterbach. Vom SPD-Mann aus der zweiten oder dritten Reihe hat er es zum unangefochtenen Talkshow-King gebracht, zum Corona-Nerd und Influencer, der jede Monsterwelle früher erspäht als alle anderen. Im Frühjahr 2022 feiert er ganz offiziell sein Debüt in einer Rolle, die er in den Augen seiner zahlreichen Gegner ohnehin längst ausfüllt, und tritt in einer Amazon-Show als Stand-up-Komiker auf. Als echte Type von geradezu Schlämmerischem Format hat es Lauterbach auch schon in die Bunte geschafft, mit der Schlagzeile „Zum kompletten Glück fehlt mir eine liebevolle Frau“. Wobei der Satz von Bunte stammt, nicht von Lauterbach selbst, der auf die Frage nach einer neuen Liebe lediglich antwortet: „Im Moment fehlt mir dafür die Zeit.“ Da die meisten Paare am Arbeitsplatz zusammenfinden, dauert es jedoch gewiss nicht mehr lang, bis Karl Lauterbach eine neue Partnerin präsentieren wird, die dann vermutlich Maybrit Illner heißen wird oder Sandra Maischberger. Ich persönlich würde es mir jedenfalls wünschen, dass dieser vielseitige Mann sich als Coverboy der Herzblätter dauerhaft etablieren kann: In einer Zeitschrift mit Lauterbach-Bild vorne drauf zu blättern wäre mir am Kiosk nicht mehr ganz so peinlich. ◀

Zu den schönsten Stränden gehören die von Sotavento im Südosten der Insel, beliebt vor allem bei Surfern und Kite-Surfern. Lanzarote und Fuerteventura sind die östlichsten Inseln der Kanaren. Die Küste Afrikas ist nur rund 100 Kilometer entfernt. Deshalb kommen hier auch immer wieder Boote mit Flüchtlingen aus Marokko an.



Willy Brandt gilt als der erste VIP-Tourist der Insel. Er urlaubte zur Jahreswende 1972/73 in Morro Jable. Das brachte viel Publicity für die Insel, die sich dem Tourismus erst 1965 geöffnet hatte. Das Denkmal von Brandt mit Hund gibt es seit 2017.

Grüße aus



Die Kanarische Insel macht es Besuchern einfach – das Wetter stimmt (fast) immer.

Von Boris Schmidt

Fuerteventura ist mit knapp 1700 Quadratkilometern Fläche mehr als anderthalb mal so groß wie Rügen. Die Insel ist rund 100 Kilometer lang und bis zu 30 Kilometer breit. Im Süden verengt sie sich, hier ist mit 807 Metern auch der höchste Punkt. Der Leuchtturm steht an der Punta de Jandia im Südwesten.



Nach der Pandemie-Pause war es vielerorts erst noch sehr ruhig auf der Insel. Der Flughafen in der Hauptstadt Puerto del Rosario war wie ausgestorben, einige Geschäfte und Restaurants hatten zunächst noch geschlossen. Diese Eisdielen in Morro Jable dagegen, an der von Geschäften gesäumten neuen Strandpromenade, war immer eine gute Anlaufstelle.

Zwar lebt Morro Jable, 1899 gegründet, wie die gesamte Insel vom Tourismus. Es gibt aber noch so etwas wie einen alten Stadtkern, der viel Charme hat. Von hier aus legen Fähren nach Gran Canaria und Teneriffa ab. Im Hintergrund links ist die Hafencolonne zu erkennen.



Die alte Inselhauptstadt ist Betancuria. Sie wurde 1405 von dem Normannen Jean de Béthencourt gegründet, der Fuerteventura für die kastilische Krone erobert hatte. Bewusst war sie im Landesinneren errichtet worden, um sich besser vor den Raubzügen von Piraten schützen zu können. Der Ort ist pittoresk, die dreischiffige Kirche ebenso.



Fuerteventura ist eine karge Insel. Weil fast nichts wächst, muss es für die Urbevölkerung schwer gewesen sein, hier zu überleben. Besiedelt wurden die Kanaren schon vor rund 5000 Jahren. Der Stausee Embalse de las Penitas (in der Bildmitte), angelegt in den Vierzigerjahren, sollte helfen. Aber viel Wasser hat er nicht zu bieten.

DER QUICHE-PREIS

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Auf der Suche nach einem Snack zwischen den Feiertagen oder an Silvester? Eine Quiche ist eine runde Sache.

Die Mutter aller Quiches ist die Quiche Lorraine. Sie ist eigentlich vollkommen, aber sie ist eben auch mit durchwachsenem Speck belegt, was nicht allen schmeckt. Hier deshalb ein Baukasten auch für vegetarische Variationen.

Das Prinzip ist einfach. Sie kleiden eine flache Form mit Mürbeteig aus, befüllen sie mit feinen Zutaten Ihrer Wahl, begießen alles bis zum Rand mit einer Eier-Sahne-Mischung (Migaine), die im Ofen in etwa 30 Minuten goldgelb gebacken wird. Fertig! Jede ofenfeste Form ist verwendbar, ob rund oder eckig, auch ein Muffin-Tray ist praktisch. Vorher bitte mit Butter einpinseln. Statt Sahne sollte vorzugsweise Crème Fraîche verwendet werden, sie ist kompakter und hat eine leicht säuerliche Note. Die Crème Fraîche ist mit einem Joghurtbereiter auch leicht selbst herzustellen.

Eigentlich geht es beim Teig nur darum, Mehl und Butter mit etwas Wasser und Salz und einem Ei schnell zu einem geschmeidigen Teig zu verarbeiten, der sich gut auswalzen lässt und nicht reißt. Die Temperatur der Zutaten und das Timing sind aber wichtig. Sollte der Teig auf Anrieb nicht gelingen, ist er vermutlich zu warm oder zu trocken und bröselig, um damit die Form auszukleiden.

Schneiden Sie die sehr kalte Butter in knapp einen Zentimeter große Würfel, die Sie nach und nach mit den Fingerspitzen in das gesiebte Mehl einarbeiten, oder lassen Sie eine entsprechend gute Küchenmaschine die Arbeit verrichten. Sobald die Mischung gleichmäßig bröselig ist, arbeiten Sie mit den Händen weiter, die nun für die richtige Temperatur sorgen. Jetzt das Ei und vorsichtig etwas kaltes Wasser einarbeiten, bis der Teig gerade mal glatt wird, und daraus eine Kugel formen. In Folie (besser Bienenwachspapier, um Müll zu vermeiden) einwickeln und eine halbe Stunde kühlen, das schafft Bindung. Sie können den Teig auch einen Tag vorher zubereiten, dann muss er nach dem Kühlen gut eine Stunde wieder aufwärmen.

Dann die Arbeitsfläche mit Mehl bestäuben und die Teigkugel gleichmäßig ständig rotierend und wendend auf 3-4 Millimeter Dicke ausrollen. Da der Teig nicht elastisch ist, wickeln Sie größere Flächen, zum Beispiel für eine 30-Zentimeter-Form, mit dem Nudelholz auf und rollen ihn über der Form wieder ab. Überstehenden Teig abschneiden oder zu einem Wulst formen. Mit etwas Geschick lässt sich hier schon durch Einschnitten und Überfalten ein dekorativer Rand bilden.

Den Teigboden mit einer Gabel mehrmals perforieren, mit Backpapier auslegen und die



Form mit beliebigen Hülsenfrüchten oder dafür erhältlichen Porzellankugeln befüllen und zehn Minuten bei 200 Grad (Unter-/Oberhitze) „blindbacken“. Das ist kein Muss, aber eine Empfehlung. Damit wird verhindert, dass der Teig beim Backen aufbläht, und er wird dadurch undurchlässiger für die Feuchtigkeit der späteren Füllung.

Während des „Blindbackens“ bereiten Sie eine Mischung aus Eiern, Eigelb, Crème Fraîche, Pfeffer, Salz und Muskat vor und schlagen sie mit dem Schneebesen mit einer Maschine einige Minuten schaumig.

Befreien Sie dann den leicht abgekühlten vorgebackenen Teig, und belegen Sie ihn mit den gewählten Zutaten. Begießen Sie das mit der Migaine bis etwa einen Zentimeter unter den Rand der Form, und backen Sie das Ganze 25-30 Minuten im Ofen weiter, bis der Rand knusprig und die Eiermasse gestockt ist und eine appetitlich dunkel-goldgelbe Farbe angenommen hat. Lassen Sie die Quiche einige Minuten abkühlen und servieren Sie sie noch gut warm am Tisch in der Form oder auf Tellern. Dazu passt immer ein frischer Feldsalat.

DIE FÜLLUNGEN

→ Der Boden der klassischen Quiche Lorraine wird lediglich mit feinen Würfeln durchwachsenen Specks bestreut. Hier ist weniger mehr, besonders wenn der Speck geräuchert oder stark gesalzen ist. 150 Gramm sollten bei einer 30-Zentimeter-Form genügen. Darauf kommt dann die Migaine.

→ Besonders beliebt unter Vegetariern ist die Lauchtorte. Geputzten und in feine Ringe geschnittenen Lauch anbraten, abschmecken, abkühlen lassen und geriebenen Käse (zum Beispiel Gruyère) unterheben. Bereits diese Mischung mit der Eiermasse gründlich verrühren und auf die Tarte geben.

→ Dünsten Sie in etwas Butterschmalz eine Mischung von 1-2 gehackten Lauchzwiebeln oder Schalotten und in Scheibchen geschnittenen Pilzen an, etwa frischen Champignons, Austernpilzen, Steinpilzen. Ich habe gute Erfahrungen mit tiefgefrorenen Steinpilzen gemacht, die sehr aromatisch waren. Mit Pfeffer, Salz und gehackter Petersilie würzen, Flüssigkeit verdampfen lassen.

→ Marinieren Sie Würfel von Lachsfilet ein paar Minuten mit einem Spritzer Zitronensaft. Lassen Sie in einer Pfanne Blattspinat in wenig Olivenöl mit einer zerdrückten Knoblauchzehe zerfallen (auch tiefgekühlter portionierter Spinat eignet sich dafür). Mit Pfeffer und Salz abschmecken. Betten Sie die Lachswürfel auf eine fingerbreite Schicht Spinat. Und nicht vergessen, die Knoblauchzehe wieder zu entfernen! Nun die Migaine aufgießen.

→ Ähnlich können Sie mit gekochten Garnelen verfahren, diese mit etwas Cayennepfeffer oder Pimenton schärfen, ein bisschen gehackten Dill dazugeben.

→ Würfeln Sie eine feste Abate-Birne fein, und mischen Sie sie mit Ziegenfrischkäse und Thymianblättchen. Einen „Faden“ Honig und die Migaine darüber und oben mit einer Scheibe Käse abschließen.

→ Und es geht auch süß, indem Sie die Migaine mit Vanillezucker versehen (Muskat weglassen, aber nicht die berühmte Prise Salz vergessen) und die Füllung aus Obst oder Beeren besteht.

Es gibt buchstäblich 1000 Möglichkeiten – kreieren Sie Ihre Quiche aus Ihren Lieblingszutaten. Und sollten in Ihre „Lorraine“ gedünstete Zwiebeln und Käse gehören, hinein damit!

ZUTATEN

Für den Mürbeteig für eine 28-Zentimeter-Quiche-Form:
200g Mehl (gesiebt, es geht auch Vollkornmehl)
100g Butter, gekühlt in Würfeln
1 TL Salz
1 Ei (klein bis mittelgroß)
ca. 20ml kaltes Wasser

Entsprechend dazu für die Migaine:
250g Crème Fraîche
4 Eier
2 Eigelb

Muskatnuss, gerieben
Pfeffer und Salz zum Abschmecken, dabei nicht den Salzgehalt der Füllung wie Speck, Käse etc. vergessen!

Für die Füllung brauchen Sie etwa 250g Ihrer Mischung aus Gemüse, Pilzen, Meeresfrüchten, Käse oder anderem.

Tipp: Es kann nicht schaden, einen Becher Crème Fraîche und ein paar Eier auf Vorrat zu haben, wenn es mit dem Guss mal zu knapp werden sollte. Aus Teigresten wickeln Sie Rollen mit Streifen von Cheddar-Käse, und backen Sie diese kurz mit. Das ergibt köstliche Käsecracker. ◀



Wie es euch gefällt: Neben der klassischen Quiche Lorraine sind der eigenen Fantasie und den eigenen Vorlieben bei der Füllung kaum Grenzen gesetzt – ob Lachs, Lauch, Pilze, Garnelen oder anderes.



Unaussprechlich: Mxykikker

Funkensprühend: Awika



TOTAL ÜBERDREHT

Von Anna-Lena Niemann

Es geht auch ohne Touch, Chips und Akkus: Der Brasilianer Chico Bicalho holt mit seinen Crittern das mechanische Spielzeug in die Gegenwart.

Awika ist wie eine Wunderkerze auf zwölf Beinen. Ist sie richtig aufgedreht, flitzt sie so irre über den Boden, dass ihr die Funken nur so aus dem Hinterteil fliegen. Wer keine Angst vor angesengten Härchen hat, legt ihr einfach mal die flache Hand in den Weg – denn klettern kann sie auch mit ihren gelben Gummistiefeln an den Füßen, ein bisschen wenigstens. Ja, auf der Schachtel, in der Awika angereist ist, steht womöglich zu Recht, mit Warndreieck und Versalien hervorgehoben: Das ist kein Spielzeug. Zumindest keines für Kinder unter 14 Jahren.

Ein Glück, dass die Redaktion eine Ü-14-Veranstaltung ist. Sie hat gleich vier dieser überdrehten Kreaturen adoptiert. Jede steckt in einem etwas drolligen Körper, jede trägt von Haus aus einen Namen. Neben Awika gehören inzwischen auch Critter, Oahaca und der unaussprechliche Mxykikker zum Inventar. Sie sind, um diesen Begriff kommt man trotz des Schachtelhinweises nicht herum, klassische Aufziehspielzeuge. Ein Schlüssel zieht das spiralförmig gewickelte schmale Stahlband eines Federmotors auf, der buchstäblich gespannt wartet, bis er seine Energie in ein Getriebe aus Zahnrädern weitergeben kann.

Hier wird also noch selbst gedreht und gekurbelt, es rattert, klackt und surrt. Es gibt weder Dampf noch Kabel oder Batterien. Chipmangel? Damit sollen sich andere plagen, die sich einen Wunschzettel ohne Touchdisplay-Technik oder irgendwas mit Bluetooth nicht vorstellen können. Die Critter, übersetzt etwa Kreaturen oder Viecher und offizieller Produktname, haben den vollumfänglichen Chipverzicht perfektioniert. Sie kommen ohne jede Form von Elektronik aus.

Awika und Mxykikker, deren bewegliche Beine über eine Achse mit dem Getriebe gekoppelt sind, reagieren mit eiliger Flucht nach vorne, wenn die Feder zuvor eng genug aufgewickelt wurde. Sie bewegen sich allerdings nicht in gleichförmigen Schritten, ihr Gang zackelt eher dahin wie bei einem Salamander. Die anderen beiden Exemplare können nicht laufen, dafür hüpfen, zappeln und springen sie wie aufgeschreckte Insekten über die Tischplatte. Ihre Beine bestehen lediglich aus Edelstahlrad, der mit ihrem Körper, nicht aber mit den Zahnrädern selbst verbunden ist. Wie kommt da trotzdem Schwung in die Sache? Durch mehr oder weniger dicke, asymmetrisch aufgehängte Messingplättchen, die für Unwucht sorgen. Das Getriebe versetzt sie in Rotation – so schnell, dass sie die dünnen Maschinenkörper auf und ab und hin und her springen lassen.

Jede der Figuren bringt über diese mechanischen Gemeinsamkeiten hinaus Eigenheiten mit, die ihre individuelle Exzentrizität ausmachen. Zum Beispiel sprüht Awika Funken, weil das hinterste Zahnrad im Getriebe eine Metallwalze gegen zwei kleine Stifte aus Feuerstahl dreht. Mxykikker marschiert mit seinen 18 Beinen stoisch durchs Büro, und dank dünner Drahtfühler und Messingnieten, die wie Augen aussehen, wirkt er dabei wie ein außerordentlich liebenswürdiges Krustentier. Oahaca hat keinen klassischen Aufziehschlüssel, sie hält es wie eine Babyspieluhr und zuckelt nach einem kräftigen Zug an der angeleinten und im Dunkeln leuchtenden Saturnkugel los. Critter hingegen führt gewöhnliche Proportionen ad absurdum: Er steht auf vier dünnen Drahtbeinen, von denen jedes viermal so

hoch ist wie sein nur daumengroßer Körper lang.

Mit Critter hat 1996 für den brasilianischen Designer dieser – im besten Sinne – zweckfreien Kreaturen alles angefangen. Chico Bicalho fand eine Kiste mit japanischen Spielzeuggetrieben aus den Fünfzigerjahren in einem New Yorker Restpostengeschäft und baute damit die ersten 4500 Critter in Handarbeit zusammen. Inzwischen zählt die Critter-Familie 19 Modelle, die Bicalho in Hongkong fertigen lässt und über das niederländisch-amerikanische Geschäft Kikkerland für Preise zwischen zwölf und 30 Euro pro Stück vertreibt.

Dass die ersten Critter auf japanischer Technik basierten, ist kein Zufall. Mitte des vergangenen Jahrhunderts produzierten viele japanische Hersteller Aufziehspielzeuge, wenn auch vorrangig für den internationalen Markt. Auch heute noch sind originale Spielzeuge aus dieser Zeit als Sammlerstücke gefragt. Die Technik, die man sich wie ein vereinfachtes Uhrwerk vorstellen kann, versteckte sich dabei meist hinter dekorativen Hüllen. Blech war ein beliebtes Material dafür, es konnte bemalt oder auch mit Plüschfell oder anderen Textilien überzogen sein.

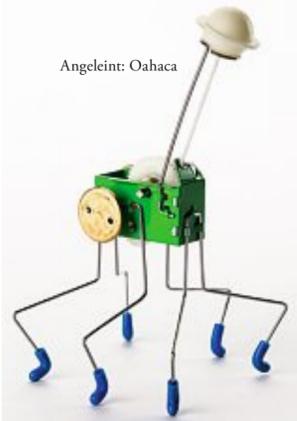
Aufziehspielzeuge gibt es auch heute noch. Sie stecken nun allerdings in Kunststoffkörpern, wie etwa in der Sammlung von Marla Mogul zu sehen ist. Die Amerikanerin steht im

Guinness-Buch der Rekorde, weil sie mit 1258 Aufziehspielzeugen über die größte dokumentierte Privatsammlung verfügt. Meist sind es Plastikfiguren in aufdringlich niedlichen Körpern: tanzende Kühe und Bärchen auf Schaukelpferdchen, viel Disney und noch mehr Wimpernkranze über Kulleraugen.

Chico Bicalhos Figuren passen nicht in dieses Bild. Und auch nicht in die historischen Sammlungen, wie sie in Museen oder Auktionen zu finden sind. Bicalhos Crittern geht alles Figurative ab. Sie sind dezidiert modern, weil sie nicht verstecken, was sie im Innersten zusammenhält. Die Körper, in denen die Getriebe sitzen, stehen jeweils an zwei Seiten offen. Ihre gezahnten Innereien sind für jeden sichtbar. Sie zeigen, wie alles ineinandergreift, wie aus der einzelnen Umdrehung eines großen Zahnrads in nächsten Schritt fünf Umdrehungen eines kleinen Zahnrads werden und schließlich zehn Schritte vorwärts. Insofern unterhalten sie nicht nur, sondern vermitteln auch, wie einfache Mechanik funktioniert, wie sich Körper verformen und bewegen.

Nur Getriebehülle und Schlüssel sind zuweilen bunt lackiert, wobei die Käufer keinen Einfluss darauf haben, welche Farbe die Bauteile oder die Gummistiefeln haben werden, wenn sie ihre Critter bestellen. Ein bisschen Zufall, ein Schuss Unberechenbarkeit – das passt ganz gut zu den Kreaturen. Hyperaktiv wirbeln sie durchs Zimmer und wirken dabei belebter, als man es einem so abstrakten Technikspielzeug zutrauen würde.

Bicalho hat seine Critter als Hommage an Lebewesen gestaltet, die oft weder beachtet noch wertgeschätzt werden: Insekten, Kriechtiere und Nager füllen selten die Spitzenplätze in Lieblingstierlisten. Mit den Crittern will er sie nicht imitieren, aber Betrachter dazu ermutigen, liebenswürdige Eigenheiten in allem zu sehen, was sich bewegt und formt. Selbst wenn es aus nichts als zwölf Beinen, neun Zahnrädern, zwei Schlüsseln und einem funkensprühenden Hinterteil besteht. ◀



Angeleint: Oahaca



Dieses Krokodil war mal eine Müslipackung. Der Bausatz dazu ist von Planet Junko.



Und dieses Müsli, oder streng genommen Granola, ist aus Kichererbsen. Gibt es sogar bei Alnatura. (Planet Plant-Based)

„Pawternity“?

Eigentlich nur fair, wenn man bedenkt, dass ein Welpe so viel Arbeit machen kann wie ein Neugeborenes: Sollte Besitzern von neuen Haustieren eine gewisse Elternzeit für das junge Familienmitglied zustehen? In Großbritannien ist diese Frage gerade aufgekommen. Die ersten Versicherer für Haustiere melden: Ein geringer Anteil der Arbeitgeber lässt sich darauf schon ein.



FOTOS: ALEXA HORST, UNTERNEHMEN (7)

Auch Amaran Creative macht aus Altem Neues. Ein Teil des Erlöses ist für Bäume in Welschneudorf (unser Bild) vorgesehen.



Der vergangene Winter war lang, da hätte sich vielleicht sogar ein Paar Designer-Schneestiefel gelohnt. Mit den Chloé-Moon-Boots können Eis und Frost kommen.



Mehr Sport, weniger Onlineshopping, jede Woche ein Buch lesen. Bald geht es wieder los mit den Vorsätzen. Wie wäre es mit: sparen? Ein Anlass wären die hübschen Dosen von Collezione Caleido.

124

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Duftkerzenfreunde wissen: Zum Schluss ist da nur noch ein mittelschönes, leeres Behältnis mit Designer-Logo. Bei den Kerzen von Aina Kari kann man sich hingegen auf das Ende des Dochts freuen. Dann bleibt nämlich Muranoglas.



Upcycling ist ein großes und wichtiges Thema. Aber wo anfangen als Modelabel? Das Beispiel Maium zeigt: bei sich selbst. Es fertigt zusammen mit der Zero-Waste-Marke Garcia Bello neue Stücke aus getragenen Regenmänteln.



Verzicht fällt immer leichter, dank köstlicher Alternativprodukte – wie etwa einem alkoholfreien weißen Glühpunsch. (Senza über Winade)

„BRIEFE SCHREIBE ICH OFT AN MEIN GRÖßERES ICH“



Sie ist ein aufstrebender Star. Erste Erfahrungen sammelte sie als Lisa Brück in der täglichen RTL-Seifenoper „Unter uns“: Die Schauspielerin **Svenja Jung**, 1993 in der kleinen Gemeinde Weroth im Westerwald geboren, lebt inzwischen in Berlin und dreht Filme wie Andreas Steinhöfels „Die Mitte der Welt“ und „A Gschicht über d’Lieb“ von Peter Evers. Dafür wurde sie mit dem Bayerischen Filmpreis 2018 als beste Nachwuchsschauspielerin geehrt. Am 3., 4. und 5. Januar ist sie im ZDF-Dreiteiler „Der Palast“ zu sehen. Darin geht es um eine deutsch-deutsche Familiengeschichte rund um den Berliner Friedrichstadt-Palast.

Was essen Sie zum Frühstück?

Ich trinke erst mal einen Cappuccino. Dann esse ich Porridge, in das ich noch Apfel und Banane schneide.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich kaufe viel Secondhand, gerne bei Soeur an der Marienburger Straße in Berlin, oder auch vom Filmset, also Sachen, die ich bei Dreharbeiten getragen habe.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein orangefarbener Pulli von meinem Papa. Den ziehe ich oft an, wenn ich mich einkuscheln will. Eigentlich ist er zu groß für mich, aber ich fühle mich in ihm geborgen. Meine Schwester hatte ihn lange, ich habe ihn ihr aber geklaut.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich schreibe oft Briefe an mein größeres Ich, aber auch an meine Eltern oder Freunde, die ich dann nicht abschicke. Sie sind mehr ein Ventil für meine Emotionen. Ein bisschen wie ein Tagebuch.

Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?

Benedict Wells’ Roman „Vom Ende der Einsamkeit“. Lustigerweise gehe ich heute Abend auf eine Lesung von Wells, auf der er sein Buch „Hard Land“ vorstellt.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Durch Zeitungen, abonniert habe ich Spiegel und Zeit, und gerne über die Tagesschau in 100 Sekunden. Man bekommt aber auch über Instagram viel mit. Allerdings versuche ich, nicht zu vielen Social-Media-Kanälen zu folgen, das würde mich, glaube ich, wahnsinnig machen. Auf Twitter und TikTok zum Beispiel bin ich nicht.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich rede gerne übers Reisen und erzähle, wo ich schon war und wo ich gerne noch hin möchte, und ich frage auch, wo andere Leute schon waren. Man erfährt viel über Menschen, oft ist es auch Inspiration für mich.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich weine ständig bei Filmen. Zuletzt bei „Der Rausch“ mit Mads Mikkelsen. Ein großartiger Film mit einem sehr traurigen Hintergrund. Die Tochter des Regisseurs Thomas Vinterberg, die eine der Rollen spielte, kam vier Tage nach Drehbeginn bei einem Autounfall ums Leben.

Sind Sie abergläubisch?

Ich nehme mir immer Glückskekse, wenn ich chinesisch essen gehe. Ich glaube auch, dass die Wünsche jeder verlorenen Wimper und jeder verglühten Sternschnuppe in Erfüllung gehen. Und irgendwann hat mir eine Freundin gesagt, dass man unter Baugerüsten nicht durchgehen sollte, weil das Unglück bringe. Ich hasse es richtig, dass sie das gesagt hat: Jedes Mal, wenn mir das jetzt aus Versehen passiert, drehe ich um und gehe noch mal drunter durch und dann außen rum, weil ich glaube, dass man es so rückgängig machen kann.

Worüber können Sie lachen?

Das klingt jetzt etwas nerdig: Auf Youtube gibt es eine Harry-Potter-Verarsche von Coldmirror. Meine kleine Schwester Christin, die auch mein Double in „Der Palast“ ist, kann die Sachen alle auswendig. Wenn sie mir einen der Dialoge vorspielt, knicke ich vor Lachen völlig ab.

Ihre Lieblingsvornamen?

Malou und Oscar.

Machen Sie eine Mittagspause?

Nur wenn ich am Set bin. Da macht man eine Pause. Sonst bin ich nicht so der Mittagspausen-Typ. Ich esse nach dem Frühstück auch erst abends wieder etwas.

In welchem Land würden Sie am liebsten leben?

Gerade hätte ich richtig Bock auf Frankreich. Ich liebe die Sprache, die Mode. Ich sehe mich in Bordeaux in einem Café sitzen, ein Buch lesen, Cappuccino trinken.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Hafermilch. Ich glaube, ich trinke Kaffee nur, weil ich erwachsen bin und man das als Erwachsene so macht. Eigentlich würde ich am liebsten nur Milchschaum trinken. Kuhmilch trinke ich nicht, weil’s nicht gut für die Umwelt und fürs Klima ist.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ohne. Ich habe gar kein Auto. Ich nutze nur einen Van, in dem ich auch schlafen kann, wenn ich mal weiter weg fahre.

Was ist Ihr größtes Talent?

Ich bin sehr direkt. Und ich kann „Ene mene muh“ als einen sehr langen Reim auf Finnisch sagen. Da bin ich ein bisschen stolz drauf.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Ich stelle den Wecker auf zu spät ein. Wenn ich morgens um fünf Uhr abgeholt werde, klingelt er um 4.55 Uhr, obwohl ich weiß, dass es besser wäre, früher aufzustehen, um erst einmal wach zu werden. Mein ganzes Zeitmanagement ist total unvernünftig.

Welche historische Person würden Sie gerne treffen?

Astrid Lindgren.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Nein. Ich verliere alles. Deswegen haben meine Familie und meine Freunde aufgehört, mir Schmuck zu schenken. Wenn, dann nichts Teures. Selbst Uhren verlege ich und finde sie nicht wieder.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Lavendel.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Vor zwei Jahren habe ich mit den mir liebsten Menschen Silvester gefeiert. Dafür hatten wir ein kleines Haus in Dänemark gemietet, das war wunder-, wunderschön. Es war am Meer, es war kalt, aber drinnen wohlig warm.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Auf einem Pianokonzert im Piano Salon Christophori in Wedding.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Ich suche gerade längerfristig eine Wohnung. In Berlin. Also bitte gerne bei mir melden!

Was trinken Sie zum Abendessen?

Apfelsaftschorle. Und manchmal ein Glas Rotwein.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

NOMOS GLASHÜTTE



175 Years
Watchmaking
Glashütte

Winterzauber aus Glashütte. Dieses Jahr bringen Orion 33 gold und Orion 38 silber von NOMOS mit vergoldetem bzw. weiß versilbertem Zifferblatt Augen zum Leuchten, betonen mit schmaler Lünette und flachem Stahlgehäuse die Eleganz festlicher Kleidung. Beide Uhren haben eine zuverlässige Gangreserve von 43 Stunden. Mit Liebe in Glashütte gefertigt, jetzt im besten Fachhandel, etwa hier: Aachen: Lauscher, Lücker; Augsburg: Bauer, Hörl; Berlin: Brose, Leicht, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bochum: Mauer; Bonn: Hild, Kersting; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Glashütte: NOMOS Kaufhaus; Hamburg: Cabochon, Becker, Mahlberg; Hannover: Kröner; Köln: Berghoff, Schmuck + Form; Konstanz: Baier; Lübeck: Mahlberg; Mannheim: Wenthe, München: Fridrich, Hilscher, Kiefer; Münster: Oeding-Erdel; Stuttgart: Kutter; Ulm: Scheuble. Und überall bei Brinckmann & Lange, Bucherer, Rüschenbeck und Wempe sowie hier: nomos-glashuette.com



Orion mit Manufakturkaliber Alpha, erhältlich ab 1.460 EUR.



DIOR